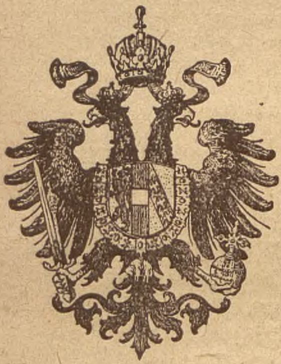
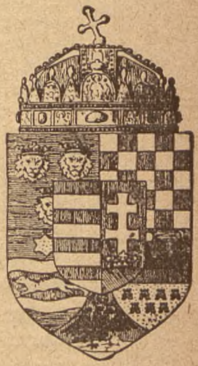
14. Jahrgang.

Österreichisch-Ungarische Revue.





Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.

27. Band, 4. u. 5. Heft.

1901. 1901.

Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Generaldebit für den ausländischen Buchhandel bei Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Wien und Leipzig.

Inhalt.

Die Hebung des ungarischen Bauernstandes.

Budapest. Von **Mosco-Wiener.**

(Fortsetzung.)

Die vorausgehenden Capitel wurden der Hebung der landwirtschaftlichen Production und ihrer Verwertung sowie des damit zusammenhangenden Nebenerwerbes, d. i. der Steigerung des Rohertrăgnisses der Kleinbetriebe gewidmet; die nachfolgenden Ausführungen sollen die Betriebserfordernisse oder Productionsmittel, d. i. die Capitalsbestandtheile und die Arbeit, von deren Menge und Güte die Höhe der Productionskosten in erster Linie bedingt wird, behandeln. Bezüglich des Capitales kommen hier unter den staatlichen und gesellschaftlichen Maßnahmen passende Gesetzvorschriften, welche die Arrondierung und Güterzusammenlegung erleichtern, die Förderung des Meliorationswesens durch Regulierung der Wasserrechte, die Schaffung der Vorfluten für Ent- und Bewässerungen sowie die Sicherung des Grundeigenthumes vor Überschwemmungen vermittelst Damm- und Uferschutzarbeiten, Wildbachregulierungen und Anpflanzungen von Schutzwaldungen in Betracht; die Fürsorge der erwähnten Factoren hat sich ferner auf die zweckmäßige Anlage der Bauerngehöfte, Bau und Einrichtung der Wirtschaftsgebäude zu erstrecken; sie muss ihre Aufmerksamkeit dem Inventarcapitale zuwenden, insoferne die Einbürgerung entsprechender Geräthe und Maschinen und die Mehrung eines leistungsfähigen Viehstandes ihrem Wirkungskreise zufallen; ihre Einflussphäre berührt das Betriebscapital durch Maß-

nahmen für die Gewinnung qualitätvollen Saatgutes, die Erleichterung des Nährstofferſatzes im Boden in Form natürlicher und künstlicher Düngemittel und für den Bezug preiswürdiger und unverfälschter Wirtschaftsmaterialien; ihrer Sorge obliegt die Ermöglichung und Verbilligung des Verkehres mit Erzeugnissen und Bedürfnissen der Wirtschaft und der Schutz aller Bestandtheile des Wirtschaftscapitales, welche einen bedeutenden Theil des Nationalvermögens darstellen; erstere Erwägung weist hinsichtlich des Communicationswesens, letztere auf dem Gebiete des Versicherungswesens der staatlichen und gesellschaftlichen Thätigkeit große Aufgaben zu. Ein zweites, in wirtschaftlicher und socialer Beziehung gleich wichtiges Betriebserfordernis ist die Ausnützung und der Schutz der physischen Arbeitskräfte, während als letzte Gruppe der productiven Hilfsmittel die Förderung der geistigen Arbeit durch Hebung des Fachwissens und die Beschaffung der Zahlungsmittel durch Eröffnung entsprechender Creditquellen zu erwähnen sind. Die hier aufgezählten Betriebserfordernisse berühren sowohl in ihrem directen Verhältnis zum Kleinbetriebe, als auch durch ihre indirecte Wirkung, indem sie das Wohl der gesammten Landwirtschaft zu steigern geeignet sind, den Effect der bäuerlichen Wirtschaft in ihrem ganzen Umfange. Nebstdem sind die Steuern und öffentlichen Lasten ein solcher Factor, welcher die Höhe der Productionskosten wesentlich beeinflusst. An dieser Stelle wollen wir uns nur mit den in den vorangehenden Erörterungen nicht erläuterten Factoren und ihren directen Einflüssen befassen.

Die Arrondierung und die Zusammenlegung der Grundstücke sind ein Hauptkriterium der intensiven Wirtschaft. Das Werk der in den Fünfzigerjahren begonnenen Commassation und Segregation ist aber noch heute nicht beendet und wird namentlich in den siebenbürgischen Landestheilen, im Széklerlande, vergebens urgiert, während in anderen Gebieten die fortschreitende, die Einbürgerung eines rationellen Betriebes und die Durchführung von Meliorationen hindernde Zersplitterung der Grundstücke schon die Nothwendigkeit einer Neuregulierung der einstigen Urbarialfelder erheischt, an deren Verwirklichung dort, wo die Vorbedingungen hierfür vorhanden sind, ungesäumt geschritten werden sollte. Hierbei wäre die Aufrechthaltung der für die Landesviehzucht bedeutsamen Gemeindeweiden und der außerdem für die Gestaltung des Klimas, den Schutz vor Hochfluten, die Deckung des Holzbedürfnisses und die Mehrung der Gemeindeeinkünfte ins Gewicht fallenden gemeinsamen Waldcomplexe einerseits, die Beschränkung der namentlich im Alföld oft

latifundienartigen Charakter annehmenden und die Ausführung und Beaufsichtigung der landwirtschaftlichen Arbeiten sehr erschwerenden ausgedehnten Feldmarken sowie die Zusammenlegung der derart gewonnenen Fluren zu neuen Gemeinden andererseits zu berücksichtigen.

Unter den für den Kleingrundbesitz in Betracht kommenden Meliorationen gebürt der Nutzbarmachung und der Beseitigung der schädlichen Wirkungen der Gewässer die erste Stelle. Durch die Erbringung des G. A. XVIII: 1889 wurden die Wasserangelegenheiten in das Ressort des Ackerbauministeriums verwiesen und derart mit dem landwirtschaftlichen Interesse direct verknüpft, die Entwicklung des Culturingenieurwesens auf realer Grundlage angebahnt. In der Folge wurden bedeutende Resultate auf dem Gebiete des Hochwasserschutzes und der Flussregulierung erzielt, es wurden eine hydrographische Section und ein Landesfischzuchtinspectorat errichtet, der Hochwassermeldedienst und der sanitätstechnische Dienst für Wasserleitungen und Städtecanalisationen organisiert, die Bohrung der vom sanitären Standpunkte zwecks Verhütung von miasmatischen Krankheiten und in veterinärer Beziehung behufs Schaffung von Viehtränken wichtigen artesischen Brunnen und in jüngster Zeit durch ein Specialgesetz der Bau von gemeinnützigen Bewässerungscanälen angeordnet. Jährlich werden auf circa 50.000 Catastraljoch Boden Meliorationen von dem staatlichen Culturingenieuramte ausgeführt, von welchen der weitaus überwiegende Theil, circa 96 Procent der Fläche, auf Flussregulierungen, Brunnenwasserableitungen und Morastaustrocknungen entfällt. Die Regulierungen an der Donau und Theiß sowie an deren Nebenflüssen, an welche sich die Lebens- und Vermögenssicherheit ganzer Gegenden und vieler Gemeinden knüpft, werden mit Hilfe der hierfür durch den G. A. XLVIII: 1895 und XX: 1898 jährlich bewilligten Summe von 7·5 Millionen Kronen nach einheitlichem Plane bewerkstelligt. Nebstbei entfalten die Inundationsschutz- und Binnenwasserableitungsgesellschaften eine überaus nützliche und weitverzweigte Thätigkeit. Dadurch wird auf Millionen von Jochen die Fruchtbarkeit des Bodens gehoben, der Wert der Felder verdoppelt und verdreifacht, das Vermögen einzelner und des Staates gemehrt und die Verbreitung der in den ehemaligen Sumpfgegenden häufig auftretenden miasmatischen Krankheiten verhindert. Doch ist noch viel Terrain den Überschwemmungen ausgesetzt, deren Schäden das Volk oft der Hungersnoth überliefern, ergießen sich aus den Bergen noch viele Wildbäche, deren Regulierung die schwache Ernte

armer Gegenden schützen und dem Tieflande Speisewasser für seine Canäle zuführen würde. Gleiches gilt von der Bindung der Wasserrisse im Vereine mit Aufforstung und von der Pflege und dem Schutze der Quellen und kleinen Bäche.

Die Nothwendigkeit der Bewässerung tritt immer mehr in den Vordergrund. Im Alfölde würde sie die schädliche Wirkung der sommerlichen Dürre paralysieren, die Gartenwirtschaft, den Futterbau und die Viehzucht auf Kosten des ausraubenden und schlecht rentierenden extensiven Körnerbaues heben, die Ernteerträgnisse sowohl in der fruchtbaren Tiefebene als in den oberungarischen und siebenbürgischen Hungergegenden vervielfachen, den Wert der Grundstücke steigern; die Herstellung der Canäle würde zudem Arbeit und Verdienst in Menge schaffen und dadurch in mancherlei Richtung auf die Besserung der Lage der Kleingrundbesitzer wirken. In Erkenntnis der hohen Bedeutung der Bewässerung hatte der Ackerbauminister einen inzwischen angenommenen Gesetzentwurf über den Bau gemeinnütziger Berieselungscanäle der Legislative unterbreitet, laut welchem die Anlage von Bewässerungswerken durch Interessentenvereinigung seitens der Regierung gefördert und jährlich mit einer Summe von 300.000 Kronen unterstützt werden soll. Der Ansporn der Interessentenkreise dient der Anbahnung der Entwicklung; doch wird die Reform auf diesem Gebiete mit dem Mangel specieller technischer Kenntnisse und praktischer Erfahrung in der Behandlung der Rieselfelder und im großen Alföld außerdem mit den Schwierigkeiten der Wasserzufuhr zu rechnen haben. Zur Förderung des Fortschrittes wird daher das Ministerium auf die Verbreitung der Kenntnisse des Bewässerungswesens sowie auf die Errichtung von Musterbewässerungsanlagen unter verschiedenen Boden- und hydrographischen Verhältnissen bedacht sein müssen; dem Großgrundbesitze obliegt hier die bahnbrechende Aufgabe, mit den Bewässerungsanlagen in umfassenderem Stile zu beginnen, damit das Volk schon beim Baue der Canäle sich die nöthigen Handfertigkeiten aneigne und mit den Bewässerungsangelegenheiten vertraut werde.

Eine durchgreifende Action ist jedoch besonders im Alföld nur mit der Mehrung der natürlichsten und billigsten Verkehrsstraßen erwartbar. Sie verlangt den planmäßigen Ausbau des auch für die Schiffahrt nutzbaren Hauptcanalnetzes und der für Schiffahrt und Bewässerung gleich wichtigen Sammelbassins und anderer Vorrichtungen zur Erhöhung des Wasserreichthums und der Stromgeschwindigkeit der wichtigsten Flüsse mit staatlichen Mitteln, damit die erforderliche

Vorflut gewonnen werde, welche die Interessenten als Vorbedingung für den Bau der Nebencanäle und Zuleitungsgräben benöthigen. Canäle, welche nicht nur der Bewässerung, sondern auch der Communication dienen, würden das Eisenbahnnetz alimentieren und die Frachtkosten für landwirtschaftliche Erzeugnisse, Holz, Kohle und Düngemittel, darunter städtische Fäcalien, bedeutend herabsetzen, den Verkehr steigern, das Entstehen von größeren Industriewerken ermöglichen und den Wert der umliegenden Gründe in doppelter Art vermehren, abgesehen davon, dass die Schiffahrtscanäle infolge der durch sie bewirkten Senkung des Grundwasserspiegels auch als eminent wichtige Entwässerungsanlagen gelten.

Es ist wahr, dass die Durchführung aller nothwendigen Wasserarbeiten noch bedeutende Summen verschlingen würde; andererseits wären auch namhafte Ersparnisse durch zweckentsprechendere Anlagen erzielbar, wenn der Hochwasserschutz, die Flussregulierung und Wasserableitung, die Bewässerung und der Canalbau nicht nacheinander wie bisher, sondern gleichzeitig nach einem systematischen, das ganze Wassernetz Ungarns umspannenden Plane bewerkstelligt würden. In vielen Fällen könnten die Inundationsschutzgesellschaften mit den Wasserableitungs- und Bewässerungsgesellschaften in einem Unternehmen zweckmäßig vereinigt werden und mit den fast gleichen Beitragsleistungen ihrer Mitglieder ungleich größeren Nutzen stiften. Freilich müssten in diesem Falle bei der Feststellung der technischen Inundationsentwicklung und bei der Normierung des Beitragsschlüssels die Interessen des kleinen Mannes besser gewahrt werden, als es bisher geschah, und alle Auswüchse, welche sowohl fehlerhafte Gesellschaftsstatuten als die unrichtige Interpretation der schlecht stilisierten Bestimmungen des Wasserrechtsgesetzes veranlassten, im Rahmen eines überarbeiteten Wasserrechtscodex beseitigt werden.

Der für den Frächterdienst so wichtige Ausbau des öffentlichen Straßennetzes ist bei der ungleichen Vertheilung der gebauten Wege besonders für das ungarische Tiefland eine Nothwendigkeit ersten Ranges. Während rechts der Donau und in den oberungarischen Landestheilen durchschnittlich 18 bis 21 *m*, in einzelnen Comitaten sogar 40 bis 60 *m* Kunstweg auf 1 km^2 Fläche entfallen, besitzen die Landestheile des Alfölds nur circa 6 *m*, darunter Bács-Bodrog 2·9, Jász N. K.-Szolnok 2·8 und Csongrád 1·1 *m* Straßenlänge auf 1 km^2. Im ungarischen Tieflande ist der Eisenbahnbau der Vorläufer des Wegbaues; er nimmt nicht allein Einfluss auf die Bestimmung des Wegnetzes, sondern bewirkt direct dessen moderne Entwicklung. Der

Ausbau des Bahnnetzes ist daher für die abseits vom Verkehre liegenden Gegenden des Alfölds von eminenter Bedeutung. Er würde aber auch vielen, dem Verkehre noch nicht erschlossenen Gebirgsgegenden die Verwertung ihrer Bodenschätze ermöglichen und ihrer Land- und Forstwirtschaft sowie der sich hiervon nährenden Bevölkerung zu freierem Aufschwunge verhelfen. Die in der Concessionsertheilung, dem Plane, dem Baue und der Geschäftsführung unserer Vicinalbahnen sich kundgebenden Übel könnten mittelst des seit Jahren in Aussicht gestellten Ersatzes des G. A. IV: 1888 durch ein den bestehenden Verhältnissen vollkommen angepasstes Vicinalbahngesetz behoben werden und hierdurch der gesunden Entfaltung unseres Vicinalbahnwesens ein starker Impuls verliehen werden. Auch die in ihrer Art einzige Alfölder erste landwirtschaftliche Eisenbahn kann für ähnliche Verhältnisse als nachahmenswertes Beispiel gelten.

Die centralistische Leitung des fast ausschließlich verstaatlichten Eisenbahnwesens befähigt dasselbe zur Lösung großer wirtschaftlicher Aufgaben. Thatsächlich dient die Tarifpolitik der ungarischen Regierung den landwirtschaftlichen Interessen. Der Handelsminister hat directe Export- und Ausnahmstarife für manche landwirtschaftliche Erzeugnisse, Vieh und Materialien, mit außerordentlich niederen Nothstandstarifen für manche Gegenden erstellt; erwünscht wäre die consequente Handhabung dieses Principes in allen Relationen und für alle Artikel, welche der Begünstigung bedürftig sind. Besonders wichtig für die kleinen Landwirte erscheint die Einführung der Agricoltarife für Lebensmittel zu einem für jede Entfernung gleichen einheitlichen Satze zwecks Hebung des Exportes, der Verwertung sowie der Approvisionierung der Städte, Bäder ꝛc. und die Erbringung solcher Differenzialtarife, welche der Decentralisation des Handels, dem Aufschwunge der Provinzhandelsemporien und der localen Preisbildung der landwirtschaftlichen Producte zum Vortheile gereichen.

Der Verbesserung der ländlichen Wohngelegenheiten fällt gemäß ihrem Zwecke, Menschen und Thieren eine entsprechende Unterkunft, Productionsmitteln und Producten sichere Aufbewahrungsräume zu gewähren, sowohl vom Gesichtspunkte ländlicher Wohlfahrtseinrichtungen, als auch in wirtschaftsproductiver Beziehung eine hervorragende, aber bisher fast gar nicht gewürdigte Rolle im bäuerlichen Wirtschaftsleben zu. Die Vernachlässigung dieses Gebietes gibt sich in dem erbärmlichen Zustande der meisten Gehöfte deutlich kund. Im ungarischen Tieflande gewahren wir oft große, mit 3000 bis 10.000

und mehr Einwohnern bevölkerte Bauerngemeinden, deren Gassen aus Koth gestampfte und strohbedachte, feuergefährliche und sanitätswidrige Behausungen umsäumen, oder begegnen wir auf den weiten Fluren zerstreuten Rohrtanyen, welche selbst gegen die Unbill der Witterung nicht genügenden Schutz bieten; im Gebirge treffen wir häufig ärmliche, von hohen, ehrwürdig bemoosten und verfaulten Strohdächern überragte Holzhütten an, die sich nicht selten zu ganzen Dörfern gruppieren. Den Eintretenden betäubt die dumpfe und übelriechende Atmosphäre von Vieh und Mensch zugleich bewohnter, unreinlicher und ungelüfteter Räumlichkeiten, aus welchen der vom offenen Herde aufsteigende Rauch durch eine Dachöffnung den Auszug nimmt. Und auf mancher ausgedehnten Herrschaft erblicken wir baufällige Gesindewohnungen, deren einzelne Gelasse oft von vier Familien getheilt werden. Die elende Bauart und die mangelhafte Instandhaltung der den Stempel der Ungemüthlichkeit und Verkommenheit tragenden Bauerngehöfte, Gesinde- und Arbeiterhäuser ist zumeist Ursache, dass das männliche Mitglied der Familie nach gethaner Arbeit, anstatt in dem eigenen Heim Erholung zu suchen, der Schenke zueilt und die Frauen es verschmähen, ihren Stuben ein sauberes, behagliches Aussehen zu verleihen. Schuld tragen die schlechten Wohnungsverhältnisse an der Verbreitung ansteckender Krankheiten, dem großen Procentsatze der Sterbefälle, dem Rückgange der körperlichen und geistigen Entwicklung, an der geringen Sesshaftigkeit und an der Auswanderungslust der bäuerlichen Bevölkerung. Es ist daher eine dringende Nothwendigkeit, dass die Regierung die Schaffung von gesunden und den wirtschaftlichen Anforderungen genügenden ländlichen Wohnungen in die Hand nehme. Es müssten Mustertypen von Bauten für den Kleingrundbesitz entworfen werden, deren Einrichtung den klimatischen Verhältnissen, dem Umfange und der Bewirtschaftungsweise des Bauerngutes sowie dem localen, die nationalen Eigenthümlichkeiten berücksichtigenden Baustile entspräche. Im Ackerbauministerium müsste eine eigene Fachabtheilung bestehen, welche sich mit der Ausarbeitung von derartigen Bauplänen und der Ausführung von Mustergehöften in jeder einzelnen Gemeinde beschäftigen würde. Die Aufgabe der Wanderlehrer wäre es, die Bevölkerung unter Hinweis auf die vorhandenen Beispiele zur Nachahmung anzueifern. Unsere gesellschaftlichen Factoren hingegen sollten dahin wirken, dass unsere Gutsbesitzer ihre moralische Pflicht und ihr materielles Interesse durch den Bau und die Reconstruction angezeigter Wohnstätten für ihr Gesinde und ihre ständigen Arbeiter wahrnehmen.

Die größere und geringere Verwendung und die Art der landwirtschaftlichen Geräthe und Maschinen bilden einen Maßstab für die landwirtschaftliche Cultur. Überall, wo landwirtschaftliche Maschinen systematisch verwendet werden, mehrt und vervollkommnet sich die Production, steigt der Rohertrag, verkleinern sich die Productionskosten durch die Ersparnis von Handarbeits- und Zugkräften und geht eine vollständige Umgestaltung der Arbeiterverhältnisse vor sich. Aber nur die Dresch- und Mähmaschinen entziehen den Arbeitern den Verdienst; alle anderen Maschinen sind die Begleiter der intensiveren Wirtschaft, infolge welcher der landwirtschaftliche Arbeiter an Intelligenz und Beschäftigung gewinnt. Die Geräthe und Maschinen sind neben dem Viehstande der einzige Productionsfactor, welchen die ungarische statistische Conscription und zwar in 47 verschiedenen Arten, für den Zwerg- und Kleingrundbesitz gesondert, ausweist. Wir heben die charakteristischesten Arten sowohl in absoluter Zahl, als in ihrem Verhältnisse zum Ackerlande im Vergleiche zum Mittel- und Großgrundbesitz wie folgt hervor:

	Es beträgt die Anzahl beim Zwergbesitz in Stücken	beim Kleinbesitz in Stücken	Es entfallen pro Stück Catastraljoche Ackerfeld beim Zwergbesitz	beim Kleinbesitz	beim Mittelbesitz	beim Großbesitz
Dreschgarnituren . . .	438	2.472	3635	5457	1137	1145
Pflüge und Cultivatoren	227.241	1,090.505	7	12	27	28
Sämaschinen	606	19.495	2627	692	262	321
Mähmaschinen	1.641	7.021	2854	3539	3237	2283
Göppel	2.674	37.858	595	356	782	1226
Reutern	25.235	238.063	81	122	358	849
Wagen	280.578	1,071.483	7	15	40	53

Unter allen Gruppen tritt die große Anzahl von Pflügen hervor, unter welchen jene, welche mit Holzgründel ausgerüstet sind, sich noch im starken Übergewichte befinden; hieran reihen sich die Wagen, worunter die mit Eisenachsen versehenen in der Mehrheit sind. Die Anwendung der Dreschmaschinen ist bei den kleinen Wirtschaften am wenigsten ausgebreitet; das günstige Verhältnis der Zwergwirtschaften wird durch die unter ihren Besitzern anzutreffende nahmhaftere Anzahl von Lohndrusch-unternehmern bewirkt. Hingegen haben die Mähmaschinen beim Zwerg- und Kleinbesitze schon eine die Dreschmaschinen überflügelnde, dem Mittel- und Großgrundbesitze nicht nachstehende Verbreitung gefunden. Sämaschinen werden im Kleinbesitze wenig, im Zwergbesitze sogar

selten verwendet, was als Zeichen der noch allgemein üblichen Handsaat gelten kann. Mit thierischer Kraft betriebene Göppel und Putzmaschinen sind besonders in den kleinen Wirtschaften, in zweiter Linie in den Zwergwirtschaften vertreten. Im Durchschnitt gestatten die mitgetheilten Daten keinen unerfreulichen Schluss. Der Kleingrundbesitz scheint über Geräthe hinlänglich zu verfügen, und aus der Detaillierung geht hervor, dass auch bessere Constructionen sowie Maschinen sich Eingang verschafft haben, obwohl in letzterer Beziehung der Abstand vom Mittel- und namentlich Großgrundbesitze noch ein bedeutender ist. Das Ministerium wirkt für die Einbürgerung tauglicherer Maschinen, indem es solche an Gemeinden gegen Zahlungsnachlässe und leihweise abgibt. Diesem Zwecke dient ferner die Aufklärung der landwirtschaftlichen Bevölkerung über die Vortheile von in rationeller Weise benützten Maschinen durch die hierzu berufenen Organe gelegentlich der Wandervorträge und die häufigere Veranstaltung von provinziellen Geräthe- und Maschinenconcurrenzen. Ein wesentlicher Fortschritt in der Anwendung leistungsfähigerer und kostspieligerer Maschinen wäre durch die größere Verbreitung der Maschinengenossenschaften unter den kleinen Landwirten erzielbar, es sollte daher auch für diese Form der Association die für andere Arten derselben so eifrig betriebene Propaganda in Thätigkeit versetzt werden.

Auf eine rationelle Düngung legt der Kleingrundbesitzer noch zuwenig Gewicht; nicht weil er den Wert des auf die Felder geführten Stallmistes nicht zu schätzen verstände, sondern hauptsächlich darum, weil die Lehre einer rationellen Düngerbehandlung in das Volk bis jetzt nicht eingedrungen ist und der kleine Landwirt bei dem verhältnismäßig geringen Viehstande nicht über die entsprechenden Düngermengen verfügt. Doch sind die Verhältnisse nach Landestheilen sehr verschieden: in manchen Gegenden des fruchtbaren Flachlandes werden Stroh und Dünger bloß als Brennmaterial verbraucht, während in den ärmeren oberungarischen Gebirgsregionen das Volk sogar schon die Nützlichkeit der Kunstdüngung einsieht, so dass nicht nur der kleine Grundbesitzer, sondern auch der gewesene Urbarial- und der Zwergwirt Kunstdünger kaufen, um ihre Felder zu verbessern oder bisher nicht bebaute Böden unter Cultur zu nehmen. Die richtige Stallmistbehandlung und die Anlage von Düngerstätten bilden oft Gegenstand der Wandervorträge. Die rationelle Anwendung des Kunstdüngers wird sowohl auf den staatlichen Gütern, als in den Wirtschaften der Ackerbauschulen dem landwirtschaftlichen Publicum

demonstriert. Man müsste überdies dahin wirken, dass der Kunstdünger den kleinen Landwirten in der entsprechenden Qualität und billig erreichbar sei, und wären zu dem Zwecke besondere Frachtbegünstigungen zu gewähren. Nebstdem ist die Frage der landwirtschaftlichen Verwendung der wertvollen städtischen Fäcalien, welche auch die sanitären Verhältnisse zu bessern berufen wären, von Fall zu Fall der Lösung entgegenzuführen.

Wesentliche Schuld an der Verschlechterung der materiellen Verhältnisse der landwirtschaftlichen Bevölkerung trägt die künstliche Vertheuerung der mit der Civilisation gestiegenen Wirtschafts- und sonstigen Bedürfnisse. Die Preissteigerung der nothwendigsten Lebens- und Genussmittel durch Monopole, Consumsteuern und Finanzzölle beträgt oft mehr als das Doppelte der Gestehungskosten. Es ist hier weniger das Tabakmonopol und das im Interesse der Viehzucht bereits verbilligte Viehsalz als vielmehr die wenig rationelle Besteuerung anderer Consumartikel gemeint. Die drückende Fleischconsumsteuer erschwert eine gute und billige, die Arbeits- und Wehrfähigkeit hebende Verproviantierung und steht daher mit einem hervorragenden Staatsinteresse in grellem Widerspruche. Der mit ethischen und sanitären Gründen motivierten Vertheuerung des Brantweines folgte nicht die Verbilligung seiner Ersatzmittel, des Weines, Bieres, Zuckers, Thees und Kaffees. Im Gegentheile wirkt die hohe Besteuerung dieser Consumartikel der Beschränkung des Schnapsgenusses entgegen, und infolge dessen lockt jenes kostspielige Getränk oft den letzten Groschen aus der Tasche des Bettlers.

Die Ausbreitung des Kartellunwesens auf die wichtigsten Wirtschafts- und Lebenserfordernisse, das Eisen, den Kunstdünger, das Petroleum, den Zucker ꝛc., dient direct der Ausbeutung der kleinen Existenzen. Das Publicum duldet diese meist nicht dem Nothzwange, sondern der Sucht nach Gewinn entspringenden Auswüchse der Speculation weniger großer Firmen und Unternehmungen auf Kosten der Allgemeinheit. Die Regierung hat bisher bezüglich der mancherseits vorgeschlagenen gesetzlichen Regelung und Controle der Kartelle außer dem Studium dieser Frage noch nichts veranlasst. Nebstdem ist der kleine Landwirt in seiner Organisationslosigkeit dem oft als Bemäntelung für den verbotenen Geldwucher gebrauchten Producten- und Warenwucher vollständig ausgeliefert, denn die verarmte Dorfbevölkerung ist darauf angewiesen, ihre täglichen Bedürfnisse gegen Credit bei dem Kleinkaufmanne des Ortes zu beschaffen und zur Deckung

ihrer Schuld die Ernte hinzugeben; der Krämer aber dient nicht selten mit theueren und schlechten Waren und sichert sich hierfür zum doppelten Schaden der kleinen Landwirte das abzuführende Getreide zu billigen Preisen. In letzterer Hinsicht kann durch die Einkaufs- und Consumgenossenschaften eine Besserung hervorgerufen werden. Der genossenschaftliche Einkauf zieht sowohl Zuchtvieh als Geräthe und Maschinen, Saatgut und Kunstdünger in den Bereich seiner Thätigkeit, die meist mit der Productenverwertung verbundenen eigentlichen Consumgenossenschaften hingegen alle Artikel des täglichen Bedarfes; sie sind, indem sie auch das Creditbedürfnis der Landwirte verringern, einer der wichtigsten Theile des Associationswesens. Auf diesem Gebiete hat die Gesellschaft aus eigener Kraft eingesetzt und unter der Ägide des Landesagricultur-vereines die „Genossenschaft ungarischer Landwirte", unter dem Patronate des Landwirteverbandes im Jahre 1898 die „Ameise" als Controle für die nun langsam vorwärts schreitende Organisation der Gemeinde-, Consum- und Verwertungsgenossenschaften gegründet. Die Verfälschung der Nahrungs- und Genussmittel, des Saatgutes, der Futtermittel und künstlichen Düngerstoffe hintanzuhalten und die kleinen Landwirte vor dem Ankaufe gefälschter Producte und Waren zu behüten, ist hauptsächlich eine staatliche Aufgabe. Die Nützlichkeit der Control- und Untersuchungsstationen bewährt sich nur den Einkaufsgenossenschaften gegenüber, da der einzelne Bauer diese Stationen schwerlich in Anspruch nimmt. Die staatliche Fürsorge muss sich demnach außer auf die in dem Gesetze vorgesehene Verfolgung und Bestrafung der Fälschung in erster Linie auf eine wirksame Controle der in den Verkehr gebrachten Waren erstrecken.

Und nun betrachte man die unverhältnismäßige Steuerlast, welche den Kleingrundbesitzer unter verschiedenen Titeln beschwert. Unter den directen Steuern verzehrt allein die Grundsteuer schon $25^1/_2$ Procent des Catastralreinertrages; dann folgen die Hausclassensteuer, die Erwerbssteuer II. Classe, die allgemeine Einkommensteuer, die Comitatssteuerzuschläge und insbesondere die in Form von Zuschlägen ausgeworfenen Gemeindeumlagen, welche selten weniger als 50 Procent, aber auch bis zu 600 Procent der Grundsteuer ausmachen. Hieran reihen sich die mit den vielen sanitären, polizeilichen und culturellen Maßnahmen wachsenden Steuerzuschläge verschiedener Art, welche hauptsächlich verschulden, dass der kleine Grundbesitzer in die socialistische Bewegung mit einbezogen wurde; da sind die Wegsteuer, die Gemeindearbeitssteuer, die Zugvieharbeits-

steuer, die Handgemeindearbeitssteuer, die Weidegebür und das Hirtengeld, die Wald- und Feldhütergebür, der Vorspann, das Schornsteinfeger- und Schmiedkohlengeld, die Cultussteuer, das Deputatgetreide und das Holzgeld für Seelsorger und Lehrer, die Soldateneinquartierungs-, die Hunde- und Gewehrsteuer und zum Schlusse die von den Hochwasserschutz- und Binnenwasserregulierungsgesellschaften oft ungerecht ausgeworfenen hohen Abgaben zu nennen, vermöge welcher der kleine Grundbesitzer sehr oft 16 bis 18 Kronen pro Catastraljoch an Steuern und Zuschlägen zu tragen hat. In zweiter Reihe beschweren die verschiedenen Arten der Consumsteuern diese eminent ackerbautreibende Bevölkerung, direct durch die Vertheuerung der Arbeitslöhne (z. B. durch den als Deputat ausgefolgten Brantwein) und indirect durch die Vertheuerung der Lebensverhältnisse. Betrachten wir andererseits die riesigen wirtschaftlichen und culturellen Aufgaben, welche noch der Verwirklichung harren und an den Staatshaushalt große finanzielle Ansprüche stellen, so ist an eine Schonung der Steuerkraft im allgemeinen wohl kaum zu denken. Aber eine Staatsnothwendigkeit ersten Ranges ist es, die über die Maßen drückenden und in schlechten Zeiten verhängnisvoll werdenden Lasten durch eine gerechte Steuerreform, welche die Vertheilung, die Zahlung und Eintreibung der Steuern in befriedigender Weise regelt, wenigstens erträglicher zu gestalten.

Unter den directen Steuern nimmt die Grundsteuer die erste Stelle ein; sie basiert auf den für die Beurtheilung der Ertragsfähigkeit landwirtschaftlicher Betriebe wenig verwendbaren, ungenauen und ungerechten Catastralreinertrag, welcher als Maßstab durch den factischen Reinertrag allerdings nicht substituierbar ist, da die Unkenntnis der Buchführung die Rechnungslegung, die culturelle Unreife des Volkes das wahrhafte Einbekenntnis und die Unverläslichkeit der autonomen Verwaltungsorgane die Controle der Einbekenntnisse behindert. Hingegen wäre eine gerechte Bodenbonitätsschätzung und auf deren Grundlage eine Revision des Catasters zwecks gleichmäßigerer Vertheilung der Grundsteuer zwischen den einzelnen Besitzkategorien, damit die Anomalie der durch die in den Siebzigerjahren bewerkstelligte Catastereinschätzung veranlassten höheren Besteuerung des Kleingrundbesitzes vermieden werde, sowie die Steuerfreiheit für ein gewisses Besitzminimum auszusprechen. Die Gleichartigkeit des Steuerfußes involviert für die ärmere Bevölkerung eine empfindlichere Belastung, welche durch das Übel der gesteigerten Grundsteuern vermehrt wird; die ungleichmäßige Steuerlast vergrößert der Umstand, dass alle

anderen directen Steuern auf Basis der Grundsteuer ausgeworfen wurden, und dieser Fehler fällt umso schwerer ins Gewicht, als die armen Classen auch den Druck der Verzehrungssteuer ungleich stärker fühlen. Wenn daher der progressive Steuerfuß bei der Grundsteuer auch nicht applicabel und bei letzterer Steuergattung allein auf eine genaue objective Durchführung der Catasterclassification zu bringen ist, so muss andererseits der Grundsatz, die Ertragsteuer mit den eine Progression ermöglichenden Personaleinkommensteuern zu vertauschen, bei den übrigen Steuergattungen zur Geltung gelangen. Demnach muss die Personalsteuer succesive derart in unser Steuersystem eingeführt werden, dass dadurch stufenweise die Ertragsteuer verkleinert wird. Eine Besserung der Verhältnisse wird schon die progressive Bestimmung der allgemeinen Einkommensteuer bewirken. Ähnliche Aushebungsschlüssel, angepasst an die Natur des Besteuerungsobjectes und an die Leistungsfähigkeit des Steuerträgers, wären bezüglich der Comitatssteuern und Gemeindeumlagen, der Wegsteuer 2c. anzuwenden; es müsste z. B. die Aushebung der Wasserregulierungsgebür nach der Classification des Nutzens der einzelnen Gemeinden erfolgen. Nebstdem bleiben Zahlungsbegünstigungen durch Steuerleistungen in Naturalien, z. B. Abgabe von Getreide an staatliche oder militärärarische Kornmagazine, amtliche Steuernachlässe für Elementarschäden, Seuchen 2c. und die Reform der Steuereintreibung unter Gewähr von Milderungsumständen und bei der auch den fiscalischen Interessen entsprechenden Schonung der productiven Kräfte zu berücksichtigen.

Bezüglich der indirecten Steuern kann an eine Herabsetzung, da dieselbe in Ansehung der Staatsbedürfnisse nur bei gleichzeitiger Erhöhung der directen Steuern durchführbar wäre und andererseits die Form der den Genuss allein treffenden Consumsteuern gerechter erscheint als die Vermögen oder Verdienst in gleicher Weise belastenden directen Steuern, nicht gedacht werden. Aber in Ansehung der bereits erwähnten Richtungspunkte könnte bei einzelnen Gattungen der Verzehrungssteuern die Herabsetzung des Steuerfußes auch ohne Verkürzung der Einnahmen durch gleichzeitige Erhöhung der Consumtionsfähigkeit erreicht werden, außerdem wird sich die Reform der indirecten Steuern auf ihre rationelle Vertheilung und Handhabung beschränken. Es war schon ein Fortschritt zu nennen, als im Jahre 1899 die Consumsteuer mit der Productionssteuer vereint wurde, infolge dessen die Handhabung der Consumsteuern und des Schankrechtes der Gemeindeverwaltung entzogen und dem Ärar übertragen wurde und nur den

Städten und einzelnen Gemeinden das Recht, Zuschläge auf die Wein-, Spiritus- und Fleischverzehrungssteuern auszuwerfen, verblieb. Aber die Interessen des kleinen Mannes werden bloß durch die Einführung des progressiven Steuerfußes in den hierfür geeigneten Arten der indirecten Steuern, wie z. B. in der Zuckersteuer, durch die Berücksichtigung der Qualität und Verwendungsweise des besteuerten Objectes entsprechend gewahrt werden. Eine gerechte Regelung der Steuerfrage in diesem Sinne würde nicht allein die materiellen Verhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung bessern, sondern auch ihr Vertrauen in die staatliche Ordnung sowie das staatliche Ansehen heben. Leider wird die seit Jahren vorbereitete und in nächster Zukunft zur parlamentarischen Verhandlung gelangende Steuerreform größtentheils nur auf die Verbesserung der Aushebungs- und Eintreibungsmodalitäten sich beziehen können, nachdem einer tiefer greifenden Regelung des Steuerwesens die Verstaatlichung der Steuerverwaltung, vereint mit der Verstaatlichung der Verwaltung überhaupt, vorausgehen müsste.

Je schwieriger sich die Existenzverhältnisse gestalten, und je schwerer die staatlichen Lasten den Ackerbau bedrücken, umso nothwendiger erscheint die Versicherung des kleinen Mannes, um ihn und seine Familie vor unvorhergesehenen Zwischenfällen und der Drangsal des Lebens zu schützen. Je dringender sich jedoch die Auslagen für die Versicherung aller Art geltend machen, umso enger hangen dieselben mit den finanziellen Verhältnissen des Volkes zusammen, umso näher tritt daher an den Staat und die Gesellschaft die Pflicht heran, sich mit der zweckentsprechendsten Lösung der Versicherungsfrage zu befassen. Durch die Gesellschaft wird die Einführung des wechselseitigen Associationsprincipes in das Versicherungswesen, nach welchem die Mitglieder einer Versicherungsgenossenschaft die zu ersetzenden Schäden im Verhältnisse des Schaden leidenden Vermögens gemeinsam tragen, urgiert. Für dieses Princip spricht in materieller Hinsicht die Ersparnis der Agenturgebüren und der Gewinntheile, welche die Versicherungsgesellschaften ihren Actionären zahlen, wodurch die Taxen erniedrigt und andere Bonificationen zugestanden werden können, in ethischer Hinsicht die Substituierung der oft unlauteren Speculation durch das wechselseitige Vertrauen und die moralische Solidarität, in nationaler die Erhaltung des meist nach dem Auslande wandernden bedeutenden Reingewinnes der fremden Gesellschaften. Trotzdem sind in Ungarn nur 1 Procent der assecurierten Werte gegen 65 Procent in Deutschland, 32 Procent in Frankreich und 17 Procent

in Österreich genossenschaftlich versichert. Erst im Jahre 1900 hat speciell das Bestreben des Genossenschaftsverbandes der landwirtschaftlichen Vereine, das landwirtschaftliche Publicum wider die Kartellierung der großen Actiengesellschaften zu schützen, zur Gründung einer „Versicherungsgenossenschaft der Landwirte" gegen Feuer- und Hagelschäden geführt, welche im Hinblicke auf ihre Gemeinnützigkeit sowohl durch den Ackerbauminister, als durch die Verwaltungsbehörden der Comitate hilfreich unterstützt wurde. Wenn das Institut den kleinen Landwirten im Anfange auch als Nichtmitgliedern die Versicherung gestatten und zu dem Ende feststehende niedrige Sätze stipulieren, unrichtige Angaben der versicherten Werte hindern sowie die Schätzungen gerecht ausführen und prompt bezahlen wird, dann dürfte der Vortheil der Versicherung von der bäuerlichen Bevölkerung bald erkannt sein; ein über das ganze Land sich verzweigendes Filialnetz und die Verbreitung der Statuten und Aufnahmsbedingungen mittelst der jährlichen Wandervortragscyklen werden die bäuerliche Bevölkerung zum Beitritte bewegen, eine richtige Organisation und Agitation wird die Schwierigkeiten des Beginnens und die Gegnerschaft der Actieninstitute überwinden, der Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit des Principes wie im Auslande, so in Ungarn zum Triumphe verhelfen. Doch nicht nur die Feuer- und Hagelversicherung, auch die Lebens-, Invaliditäts-, Witwen- und Waisen-, Unfalls- und Viehversicherung muss auf genossenschaftlicher Grundlage verwirklicht werden. Jeder dieser Zweige des Versicherungswesens bedarf einer der Natur des Gegenstandes und den heimatlichen Verhältnissen angepassten Organisation und zwar nach dem Beispiele der durch den Ackerbauminister gesetzlich eingeführten Arbeiterversicherung, wobei die Frage der zwangsweisen oder facultativen Versicherung, ferner die Art der Unterstützung und Controle des Staates reiflich zu erwägen wären.

Die in naher Aussicht stehende Revision des gegenwärtigen Versicherungsgesetzes wird den Umtrieben der Versicherungsagenten Schranken setzen und die klare, gerechte Stipulation der Versicherungsbedingungen zur Folge haben, durch die Forderung einer materiellen Garantie die Anstalt zur Einhaltung ihrer übernommenen Verpflichtungen zwingen, und indem sie die Auswüchse der im Principe wohlthätigen Institution beseitigt, wird sie das Vertrauen des Publicums stärken, die natürliche Entwicklung des Versicherungswesens fördern und so zum Aufblühen der auf solider Basis wirkenden genossenschaftlichen Versicherungsinstitute beitragen. Erst nach Jahren, wenn die Versicherungen jeder Art, ihre correcte Handhabung und Inanspruch-

nahme sich vollständig eingelebt haben werden, wird die wichtige Frage der Verstaatlichung des Versicherungswesens zur ernsten Erörterung gelangen können.

Gute und preiswürdige Arbeitskraft in der nöthigen Menge ist ein Haupterfordernis der rationellen Wirtschaft. Deshalb werden alle staatlichen und gesellschaftlichen Maßregeln, welche die Mehrung der Arbeitskräfte, den Ausgleich des Angebotes und der Nachfrage von Arbeitern, die Hebung der Intelligenz und der fachlichen Tüchtigkeit, die Erleichterung der Lage des Arbeiterstandes bezwecken, auch den Interessen der bäuerlichen Arbeitsgeber dienen. Und diese Maßnahmen werden sich sowohl auf die rechtlichen, materiellen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Gesindes, als auf den vielfach ähnlichen Zustand der landwirtschaftlichen Taglöhner zu beziehen haben. Um dem Grundbesitze die unentbehrliche Arbeitskraft zu sichern, wurden die bereits erwähnte Institution für Arbeitervermittlung geschaffen und die erfolgreichen Gesetze über die Regelung des Rechtsverhältnisses zwischen Arbeitsnehmern und Arbeitsgebern erbracht. Wir hoffen, dass das kommende Gesindegesetz ebenso die zwischen Dienstboten und Dienstherren auftauchenden Differenzen verringern und den legalen Vorgang bei Streitfällen in einer beiden Theilen entsprechenden Weise regeln werde. Mit der Sicherung der Arbeitskraft steht der bisher nicht erfüllte Wunsch der Beurlaubung des activen Militärs und der Unterlassung der Einberufung der Reservisten während der Erntezeit im Zusammenhang. Auf dem Gebiete der Erziehung bieten sich viele Obliegenheiten. Großes Gewicht muss auf den Elementarunterricht gelegt werden, um das Volk aufzuklären und es an verständige Denkart zu gewöhnen. In Verbindung hiermit befindet sich die nachstehend geschilderte Entwicklung des niederen landwirtschaftlichen Fachunterrichtes, die Befriedigung des geistigen Zerstreuungsbedürfnisses und die Belohnung guter und treuer Dienste sammt den darauf bezüglichen und schon aufgezählten staatlichen Maßnahmen. Die alte patriarchalische Harmonie zwischen Arbeitsgebern und Arbeitsnehmern, welche die humane Behandlung fördert und das Vertrauen stärkt, ist in unseren Bauernwirtschaften noch heute vorhanden. Rücksichtlich der Unterkunft verweisen wir auf unsere Auseinandersetzungen über Arbeiter- und Gesindewohnungen. Die Verschlechterung der Existenzverhältnisse fordert die Einführung humanitärer Institutionen, um den Schwachen und Verlassenen direct Hilfe und Unterstützung zu gewähren. Hierher gehören die bereits erwähnte Institution der Landeshilfscasse für landwirtschaftliche Arbeiter und

Gesinde, die gesellschaftlichen Schöpfungen zur Befriedigung der Creditbedürfnisse der arbeitenden Bevölkerung, die Errichtung von Krankenhäusern, Kinderbewahranstalten 2c. Erst dann, wenn die armen Classen fühlen, dass Gesellschaft und Staat sich ihres Loses annehmen, werden der gute Geist und die Zufriedenheit in die Arbeiterhütte wieder einkehren. Ein tüchtiger und zufriedener Arbeiterstand jedoch ist für die Landwirtschaft die billigste Arbeitskraft. (Schluss folgt.)

Die Entwicklung des gewerblichen und commerziellen Unterrichtes in Österreich.

Czernowitz. Von **Karl A. Romstorfer.**

Gerne lesen wir über die alten Innungen oder Zünfte, über ihre in den Zunftartikeln niedergelegten Rechte, die bis zur Handhabung des Zunftzwanges und einer eigenen Gerichtsbarkeit führten, über ihre Einrichtungen, insbesondere was die Einschreibungen in die Zunft und was die Unterweisung im Handwerk, den Freispruch des Lehrlings, die Wanderzeit des Gesellen, das Meisterstück und endlich den Meisterbrief anbelangt, durch welchen erst die selbständige Ausübung des Gewerbes als zulässig erklärt wurde. Unsere Erinnerung wendet sich dabei dem Hausrathe zu, der uns in unserer Kinderzeit umgab; sie spiegelt uns alte kunstgewerbliche Arbeiten jeden Genres wider, die wir in Palästen, Schlössern, Museen sahen, im Fluge versetzt sie uns in die winkligen Straßen einer Stadt etwa aus dem 15. Jahrhundert, die wir einst besucht, mit alterthümlichen hohen Häusern, in denen wir noch dunkle Werkstätten und enge Verkaufsläden bemerken konnten. Die gute alte Zeit! Ihre Handwerkserzeugnisse galten als solid und dauerhaft; Kleidungsstücke beispielsweise überlebten Generationen. Das Handwerk hatte, wie man schon damals sagte, einen goldenen Boden.

Und ähnlich war es auch bei dem Handel. Dieser zeigt ebenfalls in seiner Entwicklung von den ältesten Zeiten her interessante Erscheinungen; die Hansestädte des Mittelalters, von welchen manche bis zur Stunde eine gewaltige Rolle spielen, tauchen vor uns auf mit ihrem Reichthum und ihrer Prachtliebe, ihrer glänzenden Macht und ihrem

tonangebenden Einflusse. Handel und Gewerbe waren von jeher hervorragende Elemente des thätigen Lebens und sind es geblieben.

Und wenn wir unsere Betrachtungen aus den früheren Jahrhunderten ins neunzehnte überleiten, so zeigen sie uns an der Schwelle des letzteren kaum noch umfassende Änderungen in den Gewerbs- und Handelsverhältnissen. Es wird uns dies beispielsweise unter anderem durch die Lectüre des vierbändigen Specialwerkes bewiesen: „Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens im österreichischen Kaiserstaate", welches der Commissär bei der k. k. niederösterreichischen Fabrikeninspection, Stephan Edler von Keeß, im Jahre 1819 herausgab. Langsam bereitet sich aber eine vollständige Umwälzung dieser Zustände vor, bewirkt durch die immer zahlreicher werdenden Errungenschaften der Naturwissenschaft und der Technik, durch die immense Entwicklung der Verkehrsmittel und durch die damit im Zusammenhang stehende Ausbreitung des Handels. Das Recht auf Arbeit auf sämmtlichen Gebieten menschlicher Thätigkeit bricht sich Bahn, die Arbeitstheilung findet überall Eingang, und mit der Propagierung der Gewerbefreiheit ist mit einem Schlage dem alten Zunftwesen der Boden entzogen. Das, was hiervon in den Genossenschaften heute noch fortlebt, stellt bloß einen kleinen Rest der ehemaligen Innungen vor.

An die Gewerbserzeugnisse werden gesteigerte Anforderungen erhoben, einestheils was die Form und Ausführung betrifft, anderentheils was die Billigkeit ihrer Herstellung anbelangt. Der Gewerbsmann selbst wird in einen stetig wachsenden Concurrenzkampf gedrängt, den ihm die in rapidem Fortschritte begriffene Fabriksindustrie auferlegt, und der aus stets weiterem Umkreise, aus fremden Ländern und sogar aus fernen Erdtheilen heranbricht; er hat nicht minder schwere Lohnkämpfe mitzumachen, welche in der modernen Gesellschaftsordnung immer tiefere Wurzel schlagen.

Um in jenen Kämpfen nicht zu unterliegen, vielmehr ihnen kräftig standhalten zu können, muss er sein Wissen und seine Kunst erweitern: er muss seine handwerksmäßige Fertigkeit sowohl, als seine sociale und kaufmännische Bildung auf ein höheres Niveau bringen, er muss nicht bloß mit der Hand, sondern auch mit dem Kopfe zu arbeiten verstehen. Zur Erreichung dieses Zieles genügt aber die Meisterlehre nicht mehr oder wenigstens nicht allein; dieselbe muss vielmehr, soll sie vollkommen entsprechen, in systematischer Weise betrieben und durch zweckgemäßen theoretischen, eventuell Zeichenunterricht ergänzt werden.

Solche Erwägungen waren es, welche die staatlichen Behörden mehr und mehr veranlassten, die gewerbliche und commerzielle Erziehung im Interesse der Continuität der Gewerbe und der Erhaltung eines kräftigen Gewerbe- und Kaufmannsstandes zu beaufsichtigen, zu leiten, ja selbst in die Hand zu nehmen. Auf diese Art entstanden Schulen, in welchen vorwiegend die realistischen und technischen Fächer vertreten sind, und specielle gewerbliche und kaufmännische Bildungsanstalten. Und wie auf allen praktischen und sogar wissenschaftlichen Gebieten die Arbeitstheilung an Boden gewinnt, so bürgert sie sich nach und nach auch in das Unterrichtswesen ein, die Lehranstalten werden immer mehr nach den verschiedenen Berufen und Gewerben specialisiert.

Die Entwicklung des gewerblichen und commerziellen Bildungswesens in unserem Kaiserstaate, welche vor etwa drei Decennien intensiv einsetzte, ist gegenwärtig zu einem gewissen Ruhepunkte in organisatorischer Hinsicht gediehen, welcher einen Rückblick über dieselbe gerechtfertigt erscheinen läfst. Freilich darf diese Organisation nicht als abgeschlossen angesehen werden, vielmehr wird sie sich allen Fortschritten und Veränderungen, welchen Gewerbe und Handel in der Folge und gewiſs in nicht geringem Maße unterworfen sein werden, innig anzuschmiegen haben.

Wenn ich nun, der Aufforderung der Redaction folgend, versuche, in möglichster Kürze die Entwicklung des gewerblichen und commerziellen Unterrichtes in Österreich zu schildern, so muſs ich vorerst zweier ausgezeichneter Schriften gedenken, welche aus competentester Feder diesen Gegenstand behandeln, und welche ich meinen Ausführungen zugrunde legen kann. Es sind dies das kürzlich erschienene Werk von Rudolf Freiherrn von Klimburg, k. k. Ministerial-Vicesecretär: „Die Entwicklung des gewerblichen Unterrichtswesens in Österreich" (Tübingen 1900) und die Schrift Dr. Karl Zehdens, k. k. Hofraths und Inspectors für den commerziellen Unterricht: „Zur Geschichte des commerziellen Bildungsschulwesens in Österreich, 1848 bis 1898". Ferner enthält die 1898 vom Vereine der Lehrkräfte an österreichischen Handelslehranstalten herausgegebene „Denkschrift über die Entwicklung des österreichischen Handelswesens während der fünfzigjährigen Regierung Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I." viel schätzenswertes Material. Außerdem habe ich auf die einschlägigen Schriften und Studien von Biedermann, Armand Freiherrn von Dumreicher, Dr. W. F. Exner, v. Eitelberger, Dr. Adolf Müller u. s. w. zu verweisen, endlich auf das „Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Österreich", ehedem

vom k. k. Ministerialrathe Dr. Franz Ritter von Haymerle, nun vom k. k. Sectionsrathe Dr. Adolf Müller redigiert.

Der Zeitraum, innerhalb welches das gewerbliche und commerzielle Unterrichtswesen von den ersten Anfängen an die jetzige Höhe erreichte, ist thatsächlich kein bedeutender. Habe ich doch selbst diese Entwicklung miterlebt, zum großen Theile mitgemacht. In den Jahren 1864 bis 1867 frequentierte ich noch die alte Unterrealschule, welche vorwiegend zum Gewerbe heranbilden sollte, sodann bis 1870/71 die Oberrealschule nach ihrer Reorganisation, wodurch sie hauptsächlich zur Vorbereitungsanstalt für die technische Hochschule bestimmt wurde; ich absolvierte die letztere und trat in die bau- und kunstgewerbliche Praxis, mich darin eifrigst auf dem Wiener Boden bethätigend, gerade zu einem Zeitpunkte über, als auf diesen Gebieten die einschneidendsten Umwälzungen und erfolgreiche Bestrebungen zur Hebung des Bau- und Kunstgewerbes stattfanden. Als Assistent der technischen Hochschule gewann ich sodann tieferen Einblick in die Unterrichtsweise der Hochschule; als Leiter einer großen, noch zum Handelsministerium ressortierenden Fachschule in den Betrieb einer solchen; hatte Gelegenheit, eine gewerbliche Fortbildungsschule zu gründen, wirkte hierauf ungefähr ein Decennium, den Contact mit vielseitiger gewerblicher Praxis stets aufrecht erhaltend, als Lehrer an einer der drei ältesten Staatsgewerbeschulen und wirke dermals als Director einer mit einer Tischlerei- und Handelsschule, ferner einer gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsschule verbundenen Staatsgewerbeschule sowie eines Provinzialmuseums. Als Regierungscommissär und Inspector hatte ich endlich Anlass, die Art des Unterrichtes an anderen Fortbildungs-, beziehungsweise an einer unter eigenartigen Verhältnissen stehenden Holzindustrieschule eingehend kennen zu lernen. In meiner gelegentlich der Feier des 25jährigen Bestandes der Staatsgewerbeschule in Czernowitz im Jahre 1898 herausgegebenen „Entwicklungsgeschichte" dieser Anstalt habe ich bereits eine kleine Studie über den Gang des gewerblichen Bildungswesens verfasst.

Schon im 17. Jahrhundert zeigten sich namentlich in Deutschland und Frankreich Bestrebungen, den öffentlichen Unterricht in realistisch-technischem Sinne umzugestalten, anfänglich freilich ohne nennenswerte Erfolge. Doch bereits Ende des 17. Jahrhunderts errichtete Frankreich, um sich aus der Abhängigkeit von der ausländischen Industrie zu befreien, eine große Zahl gewerblicher Lehranstalten mit der Central- und Musteranstalt der „école normale" in Paris. In Österreich suchte man um die Mitte des 18. Jahrhunderts lediglich

durch das Prohibitivsystem die Wareneinfuhr einzuschränken und glaubte hiermit das Gewerbe nachhaltig zu schützen. Wohl erkannte man vorübergehend unter Kaiserin Maria Theresia, der Gründerin der an die Stelle der höchst mangelhaften sogenannten Elementarschule getretenen Volksschule, die Unzulänglichkeit dieser Maßregel und war deshalb bedacht, Handelsleuten und Industriellen eine entsprechende Fachbildung zu vermitteln. So wurde im Jahre 1755 die Errichtung von Spinn- und Webeschulen in Böhmen angeordnet und entstand unter anderem im Jahre 1758 die Manufactur-Zeichenschule, 1770 die Realhandelsakademie in Wien, deren Erfolge allerdings nicht bedeutende waren. In den seit 1771 ins Leben gerufenen Normal-, Haupt- und Industrieschulen, um deren Ausgestaltung sich namentlich Pfarrer Ferdinand Kindermann zu Kaplitz in Böhmen sehr verdient gemacht hat, berücksichtigte man das praktische Bedürfnis in hervorragendem Maße. Sie erfüllten ihren Zweck umsomehr, als Kaiser Josef II. den Schulzwang und Wiederholungsunterricht einführte und 1782 dem gewerblichen Zeichenunterrichte eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwandte. Alle Normalschüler hatten an letzterem theilzunehmen, durch ihn sollten die Handwerker zur Verfertigung regelmäßiger Risse und Pläne befähigt und der Geschmack veredelt werden.

Ein verschärftes Wareneinfuhrverbot brachte der Industrie zunächst wohl einigen Schutz, drängte aber gleichzeitig den wieder für minder nothwendig erachteten gewerblichen Unterricht zurück, bis zwei Decennien darauf, im Jahre 1804, die Frage der Errichtung einzelner „Real- und Bürgerschulen" spruchreif, ständische technische Lehrinstitute und Zeichenschulen creiert, an der Wiener Universität die Abhaltung von Vorträgen in realistischen Fächern verfügt, ein Jahr später von einem Vereine in Wien die Kunst- und Industrieanstalt für weibliche Arbeiten geschaffen und endlich von Kaiser Franz I. im Jahre 1815 das Polytechnicum in der Reichshauptstadt als zweite derartige Lehranstalt neben der 1795 in Paris eröffneten gestiftet wurde „zur obersten Ausbildung in den exacten Wissenschaften und gewerblichen Künsten". Mit letzterem Institute verband man sodann die Realhandelsakademie als zweiclassige Vorbereitungsschule. Im übrigen bestand es aus einer technischen und commerziellen Abtheilung und verlangte für die Aufnahme die Absolvierung einer Realschule oder eines Gymnasiums.

Außer dem polytechnischen Institute existierten im Jahre 1840 in Österreich: die ständischen technischen Lehranstalten in Prag und Graz; die Realschulen in Wien, Prag, Brünn, Triest, Brody, Rakonitz

und Reichenberg; die als Realschule gegründete Realhandelsakademie in Lemberg; die ständischen Zeichenschulen in Prag, Olmütz, Lemberg und Graz; endlich die Manufacturzeichenschule in Wien, welch letztere seit 1786 mit der Akademie der bildenden Künste vereinigt war, 1850 aber gelegentlich der Reorganisation der Akademie aufgelöst wurde.

Weitere Gründungen realistischer Schulen folgten, und es mangelte ihnen nicht an guter Frequenz. Das im Jahre 1848 geschaffene Unterrichtsministerium erkannte jedoch bald, dass die technischen Mittelschulen, um ihren Zweck als solche zu erfüllen, nicht bloß Vorbereitungsanstalten für höhere technische Institute, welche vorwiegend den Interessen der Großindustrie dienen sollten, sein dürfen, sondern dass sie auch in selbständiger Weise dem Gewerbsmann und Handwerker die für seinen Beruf nöthigen Kenntnisse zu vermitteln hätten. Der damalige Unterrichtsminister Graf Leo Thun erklärte in seinem vom Kaiser 1851 genehmigten Vorschlage unumwunden, dass in dem Mangel gewerblicher Bildung der Hauptgrund liege, warum die österreichische Industrie in einzelnen Zweigen hinter jener unserer westlichen Nachbarn zurückgeblieben sei, und empfahl die Errichtung von Unter- und Oberrealschulen, wovon erstere für den niederen gewerblichen Unterricht, also als niedere Gewerbeschulen zu fungieren bestimmt wären, ferner von Abend- und Sonntagsschulen (ähnlich unseren Fortbildungsschulen) in Verbindung mit den Realschulen und von eigentlichen Specialschulen.

Die derart völlig neu organisierte Realschule hatte demnach als Vorbereitung einestheils für das gewerbliche Leben, anderntheils für die höhere technische Lehranstalt zu gelten. Lehranstalten für einzelne Zweige der technischen Bildung traten nur sporadisch ins Dasein. So wurden unter anderem und zwar in Verbindung mit dem Wiener Polytechnicum 1848 die kaiserliche Gewerbe-Zeichenschule, welche 1865 volle Selbständigkeit erhielt, durch Gemeinden, Corporationen oder Private Webeschulen in Reichenberg und Brünn, eine Zeichen- und Modellierschule in Steinschönau, im Jahre 1865 Märtens Baugewerbeschule in Wien errichtet.

Im Jahre 1867 gelangte die Ansicht zum Durchbruche, dass die Realschule ihrer doppelten Aufgabe nicht gewachsen sei. Sie berücksichtige die humanistische Bildung zuwenig und vermöge die specielle fachliche Ausbildung nicht in genügendem Maße herbeizuführen. Man reorganisierte die Realschule deshalb in dem Sinne, dass sie nunmehr bloß als Vorbereitung für die hochschulartigen technischen Institute zu

dienen hat, und stellte sie hierdurch mit den Gymnasien in eine Parallele. Nachdem sie dergestalt ihres gewerblichen Charakters gänzlich verlustig geworden, schlug man im Interesse der gewerblichen und sonstigen Fachkenntnis die Gründung von selbständigen Gewerbeschulen, gewerblichen Fortbildungsschulen und überhaupt von Specialschulen vor, die in ihrer Mannigfaltigkeit den verschiedenen Bedürfnissen in weitaus höherem Grade zu entsprechen in der Lage wären.

Zur Errichtung von eigentlichen Gewerbeschulen kam es aber, abgesehen von einigen und zwar nicht seitens des Staates ins Leben gerufenen, als Gewerbeschulen bezeichneten gewerblichen Fortbildungsschulen und einzelnen gewerblichen Specialschulen, noch lange nicht. Das Unterrichtsministerium schuf bloß an dem im Jahre 1863 gegründeten k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie, einem für die Entwicklung der Kleinkunst überaus wichtigen Centralinstitute, fünf Jahre darauf die Kunstgewerbeschule und wandelte 1870 die Gewerbe-Zeichenschule in Wien in eine k. k. Gewerbeschule für das Bau- und Maschinenfach als erste gewerbliche staatliche Mittelschule um.

Auf das gewerbliche und technische Bildungswesen war auch dem im Jahre 1861 creierten Handelsministerium ein gewisser Einfluss gewahrt, bezüglich Niederösterreichs aber 1868 dem Lande die Errichtung und Erhaltung der gewerblichen Fortbildungsschulen zuerkannt worden. Im Jahre 1872 votierte der Reichsrath dem Unterrichts- sowie dem Handelsministerium Credite, welche die Höhe von je 80.000 Gulden erreichten, und regelten zur selben Zeit die Ministerien in dieser Frage ihre Competenzen. Danach fielen dem Handelsministerium alle Schulen von ausgesprochen fachlichem Charakter zu, welche sich an eine bestehende Fabriks- oder Hausindustrie anlehnen und Lehrgegenstände allgemein bildender oder allgemein gewerblicher Natur nicht oder bloß in beschränktem Umfange in den Unterricht einbeziehen, ebenso die Schulen für Weberei, falls sie nicht eine Abtheilung einer allgemein gewerblichen Lehranstalt darstellen; dem Unterrichtsministerium hingegen jene Schulen, welche Lehrgegenstände allgemein bildender Natur in weiterem Umfange aufweisen, dann jene, welche theilweise die Bestimmung haben, die Lücken der Volksschulbildung zu ergänzen, d. h. die gewerblichen Fortbildungsschulen oder die mit den Volksschulen verbundenen gewerblichen Fortbildungscurse, endlich die eigentlichen gewerblichen Mittelschulen, wie Baugewerbe-, Werkmeister- oder mittlere Maschinenbauschulen. Gleichzeitig wurde behufs Durchführung gemeinsamer Berathungen von Fragen nicht rein administrativen Inhalts

eine ständige Ministerialcommission für Gewerbeschulangelegenheiten eingesetzt.

Seitens des Handelsministeriums wurde nun im Sinne seiner Competenz das Hauptaugenmerk auf die Errichtung gewerblicher Fachschulen für einzelne Zweige gelenkt. Der Zweck dieser Lehranstalten wurde dahin präcisiert, dass durch sie das einseitige praktische Wissen, welches der Betrieb des Gewerbes selbst gewährt, allseitig ergänzt und durch theoretisches Studium vervollkommnet werde. Dort, wo Industriezweige in größerer Anzahl oder Bedeutung vorkommen, hat eine solche Schule dieselben in technischer und künstlerischer Richtung durch Bereicherung mit entsprechenden praktischen und theoretischen Kenntnissen zu fördern, andererseits die Einbürgerung entwicklungsfähiger neuer Industrien in jenen Gegenden, in welchen alle Bedingungen des Gedeihens vorhanden sind, zu unterstützen. Dabei sollten Industriegegenden, in denen ein bis nun in erheblichem Maße geübtes Gewerbe nicht mehr erfolgreich betrieben werden konnte und die Bevölkerung sich einer anderen Beschäftigung zuwenden musste, zur besonderen Berücksichtigung gelangen. So entstanden neue Webeschulen in den Sudetenländern, Spitzen-, Thonwaren-, Holzindustrie-, Schnitzereischulen u. s. w. an angemessenen Orten, und es erreichten die Fachschulen im Jahre 1881 bereits die Zahl von rund 80.

Seitens des Unterrichtsministeriums aber schritt man an die Eröffnung von staatlichen gewerblichen Mittelschulen, deren drei im Jahre 1873 — die Staatsgewerbeschulen in Brünn, Bielitz und Czernowitz — ins Leben traten. Im darauffolgenden Jahre wurde die Organisation des gewerblichen Mittelschulwesens in der Weise zu einem gewissen Abschlusse gebracht, dass man neben den sogenannten höheren Gewerbeschulen mit Abtheilungen maschineller, Bau-, chemischer oder ornamentaler Richtung noch Werkmeisterschulen nach deutschem Muster schuf. Zum Besuche der höheren Gewerbeschule wurde die absolvierte Untermittelschule gefordert. Aus ihr sollen Baumeister, Werkstätten- und Fabriksleiter, Maschinenmeister, Leiter von Brennereien, Brauereien u. s. w. hervorgehen. Das Schülermaterial für die Werkmeisterschulen hat sich vornehmlich aus solchen Jünglingen zu recrutieren, welche bereits in der Bau-, Metall-, chemischen oder Kunstindustrie thätig waren und sich in ihrem Fache thunlichst rasch weiter ausbilden wollen, um sodann als Handwerksmeister, Poliere, Werkführer, Bauleiter, Zeichner, Maschinenwärter, Locomotivführer u. dgl. erfolgreich verwendet werden zu können. Der Unterricht soll hauptsächlich in den Winter-

monaten, während welcher in den gewerblichen Arbeiten, wenigstens in jenen der Baugewerbe, ein größerer oder geringerer Stillstand eintritt, frequentiert werden. Den Zöglingen der Werkmeisterschule bleibt deshalb im allgemeinen die Gelegenheit, während der Sommermonate, ihre Praxis ausübend, dem Erwerb nachzugehen.

Das Bestreben der Unterrichtsbehörde war gleichzeitig darauf gerichtet, die Gewerbeschulen, deren Kosten aus einem bloß von Jahr zu Jahr bewilligten Pauschalcredit bestritten wurden, dadurch unabhängig zu machen, dass sie vollständig auf den Etat des Ministeriums zu übernehmen wären. Weiters wandte man das Augenmerk der Gewinnung geeigneter Lehrkräfte, der Schaffung tauglicher Lehrmittel und namentlich auch der allgemeinen Regelung des Zeichenunterrichtes sowie der Ausbildung von Gewerbeschul-Lehrkräften zu. Letztere sollte theilweise durch Systemisierung von Reisestipendien behufs Studiums ausländischer ähnlicher Lehranstalten, insbesondere der höchst zahlreichen Baugewerk-, Gewerbe- und Industrieschulen erfolgen, die sich in Deutschland seit langem bewährt hatten.

Die Centralisation des gewerblichen Unterrichtes wurde, wie sie auch in England, woselbst das Gewerbeschulwesen im Jahre 1853 organisiert worden war, gehandhabt wird, grundsätzlich durchgeführt, neue, entsprechend ausgestattete Lehranstalten gelangten in den wichtigsten Industriecentren zur Eröffnung. Hierbei wurde die möglichst praktische Ausbildung des künftigen Gewerbsmannes angestrebt und vorzugsweise auf eine den örtlichen Verhältnissen jeweilig angepasste Individualisierung der Schulen Bedacht genommen. Mit ihnen verband man gewerbliche Fortbildungsschulen, die als Muster für die sonst im Lande bestehenden zu gelten haben. Derart holte Österreich in seinem gewerblichen Bildungswesen rasch die übrigen Staaten ein, ja es überflügelte manche derselben.

Wie die Staatsgewerbeschulen die Centren für das gewerbliche Lehrwesen in den verschiedenen Theilen des Reiches repräsentierten, so wurden nun mehr und mehr auch das österreichische Museum für Kunst und Industrie und die mit ihm verbundene Kunstgewerbeschule — eine vom Auslande als mustergiltig und nachahmenswert bezeichnete Schöpfung — zum Centrum für das Bildungswesen in kunstindustrieller Beziehung ausgestaltet. Auf die Gründung und Erweiterung der Provinzialmuseen bei thunlichster Subventionierung verwandte die Unterrichtsbehörde liebevollste Fürsorge. Es wurden Wanderausstellungen veranstaltet und späterhin ein inniger Contact der Museen mit den Fachschulen

kunstgewerblicher Richtung angebahnt. Die Fortentwicklung des Zeichenunterrichtes im gesammten Schulwesen einschließlich der Heranbildung von Zeichenlehrern wurde in sichere Geleise gelenkt.

Hatte sich das Museum für Kunst und Industrie hauptsächlich die Pflege der Kunstgewerbe in artistischer Hinsicht zur Aufgabe gestellt, so fehlte andererseits noch eine centrale Institution, welcher analogerweise die technische Richtung für Gewerbe- und Industrieerzeugnisse speciell gefördert hätte. Von den Gewerbetreibenden und Industriellen selbst war das Verlangen nach Schöpfung einer derartigen Anstalt gestellt worden, welche auch bald und zwar im Jahre 1879 der niederösterreichische Gewerbeverein als „Technologisches Gewerbemuseum" thatsächlich ins Leben rief. Vorerst besaß sie bloß die Abtheilung für Holzindustrie (Drechslerei, hausindustrielle Holzschnitzerei, Möbel- und Bautischlerei); 1881 folgte die Section für Textilindustrie (Färberei, Druckerei, Bleicherei und Appretur); 1884 kamen die Sectionen für Metallindustrie und Elektrotechnik hinzu. Special- und Fortbildungscurse sowie Fachschulen für Gewerbetreibende vermitteln die praktischen Kenntnisse in den genannten Fächern.

Je rascher und nachhaltiger sich das gewerbliche Unterrichtswesen sowohl durch die Fachschulen, als durch die Staatsgewerbeschulen und gewerblichen Fortbildungsschulen entwickelte, desto mehr brach sich die Erkenntnis der Nothwendigkeit Bahn, im Interesse eines einheitlichen Vorgehens und zwar in Bezug auf Schulgründungen sowie mit Rücksicht auf den Unterricht und die Administration anstatt der bisherigen Zweitheilung der Oberleitung in die Ressorts des Handels- und des Unterrichtsministeriums die gewerbliche Unterrichtsthätigkeit in einer Behörde zu cumulieren, wie dies beispielsweise in England und Frankreich längst geschah und auch in Preußen durchgeführt worden war. Nachdem im Jahre 1881 im österreichischen Abgeordnetenhause eine dahinzielende Resolution berathen worden war, ordnete die allerhöchste Entschließung vom 30. Juli nämlichen Jahres an, dass vom Jahre 1882 ab sämmtliche dem gewerblichen Bildungswesen gewidmeten Credite im Etat des Unterrichtsministeriums vereinigt und von diesem Ministerium unter Mitwirkung des Handelsministeriums verwaltet werden sollen.

Hiermit ward wohl die einschneidendste Maßregel für die Fortentwicklung des gewerblichen Unterrichtswesens getroffen, in das fortan ein einheitliches System gebracht und für das nun eine Gesammtorganisation geschaffen werden konnte.

Dem Handelsministerium blieb die Mitwirkung bei Errichtung und Änderung von Industrieschulen in der Art gewahrt, dass dasselbe das Recht erhielt, die Mitglieder des neu creierten berathenden Fachorganes, der „k. k. Centralcommission für Angelegenheiten des gewerblichen Unterrichtes", zur Hälfte vorzuschlagen. Desgleichen wurde dem Handelsministerium die Ingerenz auf die Entwicklung des gewerblichen Unterrichtswesens noch dadurch ermöglicht, dass die Inspectoren für die gewerblichen Lehranstalten stets im Einvernehmen der beiden Ministerien ernannt werden. Gleichzeitig schuf das Unterrichtsministerium im „Centralblatt für das gewerbliche Unterrichtswesen in Österreich" ein publicistisches Organ, in welchem unter anderem alle administrativen Maßnahmen und Verfügungen, die Sitzungsberichte der k. k. Centralcommission, Erfahrungen aus der pädagogischen Praxis u. s. w. weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

Zur Grundlage für den ferneren Ausbau der gewerblichen Lehranstalten dienten die in der von A. Freiherrn von Dumreicher ausgearbeiteten, im Jänner 1882 acceptierten „Denkschrift" niedergelegten Principien für die Errichtung derartiger Schulen, sodann das weitausblickende, vom Unterrichtsministerium und der Centralcommission im Jahre 1883 gebilligte „Reformprogramm".

Bei Neugründungen wird weises Maßhalten empfohlen; humanitäre Zwecke dürfen dabei keine Rolle spielen, ebensowenig die Bedachtnahme auf eine nicht entwicklungsfähige Industrie oder eine nicht lebenskräftige Hausindustrie. Das Stipendienwesen sowie die Inspection der Lehranstalten werden geregelt; für Studienreisen gewerblicher Lehrkräfte, ebenso für deren sonstige Fortbildung wird vorgesorgt; die Schaffung von einheitlichen Lehrmitteln wird angebahnt; für die Instruierung von Lehrern für gewerbliche Fortbildungsschulen durch Specialcurse an Staatsgewerbeschulen werden Vorkehrungen getroffen u. s. f.

Hatte man in den Fach- und Gewerbeschulen Anstalten geschaffen, die den Schüler in einem bestimmten Fache, die Meisterlehre ersetzend, auszubilden berufen sind, und welche deshalb zumeist mit Lehrwerkstätten in Verbindung stehen, in den Fortbildungsschulen dagegen Anstalten, welche Lehrlingen und Gehilfen eine Fortbildung sowohl in allgemein erziehlichen Gegenständen, als auch in gewerblichen Disciplinen geben sollen, so fehlten zur Completierung des industriellen Schulsystems noch solche Anstalten, in denen der Zögling schon während seiner Volksschulpflichtigkeit für die gewerbliche Laufbahn vorgebildet werden konnte. Diese letzteren wurden in der Folge als sogenannte Handwerkerschulen

ins Leben gerufen. Sie empfehlen sich besonders an Orten, wo für keine Gewerbskategorie genügend zahlreiche Betriebe vorhanden sind, und in welchen daher die Existenz von Fachschulen unmöglich ist, aber dennoch die Vorbildung für eine ganze Anzahl von Gewerben zweckdienlich erscheint. Diese Vorbildung zuzüglich eines allgemeinen Werkstättenunterrichtes geschieht innerhalb zweier oder dreier Jahre nach vollendetem 12. bis zum 15. Lebensjahre.

„Mit der Gründung der Handwerkerschulen," sagt Freiherr von Klimburg treffend, „war der Schlussstein in dem Bau der gewerblichen Lehranstalten gelegt; die Organisation des gewerblichen Unterrichtswesens, an welcher seit der Mitte der Siebzigerjahre planmäßig gearbeitet worden war, war abgeschlossen."

Gegenwärtig ist nun das gewerbliche Unterrichtswesen in folgender Weise organisiert.

Als Centralstelle fungiert das Unterrichtsministerium, und ist dem Handelsministerium eine gewisse consultative Mitwirkung eingeräumt. Die politischen Landesstellen unterstützen die Centralstelle durch Erhebungen, Erstattung von Gutachten und Unterbreitung von Anträgen. Denselben sind für letzteren Zweck und zwar in Niederösterreich die Gewerbeschulcommission, in den übrigen Kronländern fachmännische Beiräthe zur Seite gegeben. Sodann stehen dem Unterrichtsministerium als berathende Organe die Centralcommission für die Angelegenheiten des gewerblichen Unterrichtes, desgleichen die Centralinspection für das gewerbliche Bildungswesen zur Verfügung.

Als gewerbliche Centrallehranstalten fungieren in erster Linie das österreichische Museum für Kunst und Industrie mit der Kunstgewerbeschule,[1]) der auch die Aufgabe der Heranbildung von Lehrkräften für den kunstgewerblichen Unterricht zufällt, und das Technologische Gewerbemuseum,[2]) an welchem unter anderem Werkmeister und Lehrer für Fachschulen ihre Ausbildung erhalten.

---

[1]) Sie besteht aus einer allgemeinen Abtheilung, drei Fachschulen für Architektur, Malerei und Plastik, sechs Specialateliers für Ciselierkunst, Holzschnitzerei, Keramik und Emaillage, Spitzenzeichnen, Radieren und Holzschneidekunst, endlich einem chemischen Laboratorium.

[2]) Es umfasst vier Sectionen und zwar für Holzindustrie (mit der niederen und höheren Fachschule für Bau- und Möbeltischlerei und dem Specialcurs für Papierindustrie), für chemische Gewerbe (niedere Fachschule für Färberei, höhere Fachschule für chemische Gewerbe, Seminar für Tinctoralchemie), für Metallindustrie (niedere und höhere Fachschule für Bau- und Maschinenschlosserei und Speciallehrcurs für Kesselheizer und Dampfmaschinenwärter) und für Elektrotechnik (niedere

Als Centrallehranstalten gelten ferner noch: die Kunstgewerbeschule in Prag,[1]) welche nebst anderem die Heranbildung von Lehrkräften für den kunstgewerblichen Unterricht sowie für den Zeichenunterricht an Mittelschulen besorgt; die graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien;[2]) die Lehr- und Versuchsanstalt für Lederindustrie in Wien; die Fachschule für Kunststickerei in Wien,[3]) deren Absolventinnen befähigt erscheinen, als Lehrerinnen der Kunststickerei an den übrigen Stickereischulen zu wirken; der Centralspitzencurs in Wien;[4]) endlich die Musterwerkstätte für Korbflechterei in Wien, an welcher Korbflechter zu Lehrkräften in diesem Berufe herangebildet werden.

Die gewerblichen Schulen zerfallen in folgende Hauptkategorien:

1. 18 Fachschulen für gewerbliche Hauptgruppen, welche nach Bedarf Abtheilungen für Kunstgewerbe, Baugewerbe, mechanisch-technische Gewerbe, die chemische Industrie und die Textilindustrie umfassen, und zwar als höhere Fach- oder Gewerbeschulen mit der Einjährig-Freiwilligenberechtigung für die Absolventen oder als Werkmeisterschulen.[5])

2. Fachschulen für einzelne gewerbliche Zweige mit ein-, zwei-, drei- oder vierjähriger Unterrichtsdauer, deren Abgangszeugnisse den Befähigungsnachweis ersetzen und zur selbständigen Ausübung des betreffenden Gewerbes

---

und höhere Fachschule). Im Rahmen der seit 1895 eingeleiteten Action zur Förderung des Kleingewerbes werden sechswöchentliche Meistercurse (für Schuhmacherei, Bautischlerei, Bauschlosserei, Zimmerei und Männerkleidermacherei) sowie Specialcurse mit Abend- und Sonntagsunterricht abgehalten, und es sind endlich mit dem Museum Versuchs- und Prüfungsanstalten für Papier, Bau- und Maschinenmaterial, chemische Gewerbe und hydraulische Bindemittel und für Elektrotechnik verbunden.

[1]) Sie umfasst eine allgemeine Schule, Fach- und Specialschulen verschiedener Richtung, Damenschulen und kunstgewerbliche Abend- und Sonntagsschulen.

[2]) Sie gliedert sich in zwei Abtheilungen und zwar für Photographie und Reproductionsverfahren sowie für das Buch- und Illustrationsgewerbe und besitzt eine Versuchsanstalt für Photochemie und graphische Druckverfahren.

[3]) Aus fünf Jahrgängen und einem Specialcurs für Teppich- und Gobelinrestaurierung bestehend.

[4]) Bestehend aus Cursen für Spitzennähen und Spitzenklöppeln von je zehnmonatlicher Dauer.

[5]) Fachschulen für gewerbliche Hauptgruppen sind: die Staatsgewerbeschulen in Wien, I. und X. Bezirk, in Salzburg, Graz, Triest, Innsbruck (mit der Filiale in Hall), Prag, Pardubitz, Pilsen (deutsch und böhmisch), Reichenberg, Brünn (deutsch und böhmisch), Bielitz, Krakau, Lemberg und Czernowitz sowie die k. k. Lehranstalt für Textilindustrie in Brünn.

berechtigen, und deren es solche für Spitzenarbeiten[1]) und Kunststickerei, für Weberei und Wirkerei,[2]) für Holz- und Steinindustrie,[3]) für keramische und Glasindustrie,[4]) für Metallindustrie,[5]) endlich solche für verschiedene andere gewerbliche Zweige[6]) gibt, in Summa 96 staatliche und 65 nichtstaatliche, welch letztere aber zumeist vom Staate subventioniert werden.

3. 11 allgemeine Handwerkerschulen.[7])

4. Gewerbliche Fortbildungsschulen, welche entweder allgemein gewerblichen oder fachlichen Charakter besitzen. Außer den mit Staatsgewerbe-, Fach- oder Handwerkerschulen verbundenen Fortbildungsschulen bestanden Ende 1899 627 selbständige, darunter 33 fachliche und 4 sogenannte Schifferschulen, diese für die Fortbildung der Schiffsleute auf der Elbe, desgleichen eine Anzahl von Fortbildungs- sowie Arbeitsschulen für Mädchen.

Von sogenannten Zeichen- und Modellierschulen, welche eine Übergangsform zu einer Fach- oder Handwerkerschule darstellen, bestehen dermals vier.

Die rapid wachsende Frequenz aller dieser Lehranstalten zu Beginn des Schuljahres 1899/1900 exclusive der nichtstaatlichen Fach- und der selbständigen Fortbildungsschulen zeigen folgende Ziffern:[8])

7	Gewerbliche Centralanstalten	mit	1.871	Schülern[9])	
18	Staatsgewerbeschulen	„	11.862	„	
96	Fachschulen für einzelne Zweige	„	8.815	„	[9])
11	Allgemeine Handwerkerschulen	„	3.046	„	
4	Allgemeine Zeichenschulen	„	262	„	
		in Summa mit	25.856	Schülern	

[1]) 14 staatliche und 6 nichtstaatliche, aber vom Staate subventionierte, außerdem die Frauenerwerbschule in Ischl mit Hausindustriecursen in Goisern und Ebensee, die Spitzenschule in Drossau und ein Spitzencurs in Prettau.

[2]) 31 staatliche und 9 nichtstaatliche, vom Staate subventionierte.

[3]) 26 staatliche und 9 nichtstaatliche, zum Theile vom Staate subventionierte für Holz- und Steinindustrie, dann 4, respective 30 für Korbflechten.

[4]) 6 staatliche und 3 nichtstaatliche, jedoch vom Staate subventionierte.

[5]) 10 staatliche und 2 nichtstaatliche.

[6]) Für Gürtler, Graveure und Bronzearbeiter; für Musikinstrumentenerzeugung; für Uhrenindustrie; für Edelsteinbearbeitung; für Seilerei; für Schuhmacher 2c., zusammen 5 staatliche und 6 nichtstaatliche, vom Staate subventionierte.

[7]) 6 staatliche und 5 communale, vom Staate subventionierte.

[8]) Centralblatt, Band XVIII (Seite 87). In den gewerblichen Fortbildungsschulen waren 1898/99 in Wien allein 33.107 Schüler und Schülerinnen eingeschrieben (Seite 378).

[9]) Die Musterwerkstätte für Korbflechterei erscheint hier nicht berücksichtigt.

Die vom Unterrichtsministerium im Jahre 1899 für die gewerblichen Lehranstalten in Anspruch genommenen Beträge sind folgende:

Für die Anstalten mit gewerblichen Hauptgruppen .		1,451.500	Gulden
„ Fachschulen für einzelne gewerbliche Zweige .		994.900	„
„ allgemeine Handwerkerschulen		98.200	„
„ Zeichen- und Modellierschulen		8.600	„
„ Fortbildungsschulen		302.500	„
„ Specialstipendien, Lern- und Lehrmittel, Administrationsauslagen	79.800 fl.		
„ die Ausbildung und Fortbildung gewerblicher Lehrer	23.500 fl.		
Zusammen	103.300 fl.	103.300	„
„ Subventionen an Gewerbemuseen und Musealvereine		71.500	„
Totale		3,030.500	Gulden

Im letzten Decennium stieg der Aufwand durchschnittlich jährlich nahezu um je 150.000 fl.

Die Erfolge nun, welche mit all diesen Anstalten innerhalb der verhältnismäßig nicht sehr langen Zeit ihres Bestehens erzielt wurden, sind fast durchwegs äußerst günstige, und die Thatsache, dass der Gewerbe- und Handwerkerstand in erster Linie nur durch eine tüchtige theoretische und praktische Schulung bei intensiver Pflege des Zeichenunterrichtes concurrenzfähig bleibt, ist bereits allgemein anerkannt. Ebenso stellte es sich heraus, dass jene Erfolge vorwiegend dem Umstande zuzuschreiben sind, dass sich die Lehranstalten den zumeist veränderlichen örtlichen Verhältnissen vollständig anpassen. Sie dürfen weder uniform, noch kann ihre Organisation eine unwandelbare sein. Dies wurde einmüthig in der ersten, Ende December 1895 in Wien abgehaltenen officiellen Fachconferenz der Directoren und Fachvorstände der Staatsgewerbeschulen ausgesprochen. Es zeigt sich denn thatsächlich, dass eine Reihe von Schulen im Laufe der Zeit eine ganz wesentliche Umgestaltung durchmachte. In dieser Accomodationsfähigkeit liegt also zum großen Theile das Geheimnis des außerordentlichen Erfolges, dessen sich die österreichischen Gewerbe- und Fachschulen, unverhohlen anerkannt auch seitens des Auslandes, zu erfreuen haben. Ein augenfälliges Beispiel hierfür liefert unter anderem die Staatsgewerbeschule in Czernowitz. Ihre Eröffnung als höhere Gewerbeschule mit einer bautechnischen und chemisch-technischen Abtheilung fand im Schuljahre 1873/74

statt. Drei Jahre später trat eine gewerbliche Fortbildungsschule hinzu. Im Schuljahre 1879/80 wurde die höhere Gewerbeschule durch eine dreicursige Werkmeisterschule für Baugewerbe ersetzt, welche 1884/85 eine Erweiterung auf vier und 1896/97 auf fünf Semester erfuhr. Nachdem der Staatsgewerbeschule bereits im Schuljahre 1879/80 eine kaufmännische Fortbildungsschule angegliedert worden war, trat im Schuljahre 1882/83 mit der Anstalt eine dreicursige Handelsschule in Verbindung, die 1888/89 viercursig wurde, sei. 1892/93 aber in zwei Classen und eine Vorbereitungsclasse zerfällt. Mit der Staatsgewerbeschule vereinigte die Unterrichtsverwaltung im Schuljahre 1886/87 noch eine vier Jahrgänge umfassende Fachschule für Bau- und Möbeltischlerei. Mittlerweile erhielt die Handelsschule für alle Classen je eine Parallelabtheilung, während seit 1900/1901 die Vorbereitungscurse der gewerblichen Fortbildungsschule einer neugegründeten Fortbildungsschule zugewiesen, dagegen weitere Parallelabtheilungen zur ersten, respective zweiten Classe creiert wurden. In den Schuljahren 1894/95 und 1899/1900 endlich fanden an dieser Lehranstalt Curse zur Heranbildung von Zeichenlehrern für gewerbliche Fortbildungsschulen statt. [1])

Einer weiteren Ausgestaltung bedürfen in mancher Hinsicht noch die Fachschulen sowie die gewerblichen Fortbildungsschulen. Es kann nicht geleugnet werden, und auch Freiherr von Klimburg hebt dies besonders hervor, die Erfahrungen zeigen es übrigens alljährlich, dass die Absolventen einer Fachschule, falls sie nicht vor Eintritt in die Lehranstalt bereits mehrere Jahre in der Praxis zugebracht haben, trotz der gesetzlichen Zulässigkeit nicht geeignet sind, das Gewerbe selbständig auszuüben. Den lediglich aus der Fachschule hervorgegangenen Gewerbetreibenden fehlt eben gewerbliche Routine, der Verkehr mit den Kunden und Hilfsarbeitern, kurzweg die Erfahrung und die Geschäftspraxis. Der Bukowinaer Landtag, welcher beispielsweise für Absolventen der mit der Staatsgewerbeschule in Czernowitz verbundenen Fachschule für Bau- und Möbeltischlerei behufs Etablierung derselben als Tischler in der Bukowina Stipendien von je 600 *K* ausschreibt, acceptierte deshalb die von der Direction vorgeschlagene Bedingung, dass die Verleihung dieser Stipendien nur an jene zu

[1]) Die Gesammtfrequenz der Staatsgewerbeschule in Czernowitz belief sich während des Schuljahres 1873/74 auf 51, 1878/79 auf 170, 1883/84 auf 346, 1888/89 auf 379, 1893/94 auf 415, 1898/99 auf 650 Schüler und beträgt im laufenden Schuljahre deren 609.

geschehen habe, welche den Nachweis einer wenigstens zwei- bis dreijährigen Praxis als gewerbliche Hilfsarbeiter liefern.

Von mancher Seite wird daher mit Recht die Frage aufgeworfen [1]) und zur Erwägung gegeben, ob nicht besser die fachliche Ausbildung, etwa nach Absolvierung einer Handwerkerschule, Volks- oder Bürgerschule mit Handfertigkeitsunterricht ꝛc., in speciellen, gut eingerichteten und sorgsam beaufsichtigten, entsprechend subventionierten Meisterlehrwerkstätten erfolgen könnte, während welcher der Lehrling die gewerbliche Fortbildungsschule zu besuchen hätte, worauf er erst eine zur sogenannten Meisterschule umgestaltete Fachschule von kurzer Dauer in ähnlicher Weise frequentieren müsste, wie das bezüglich der Meistercurse am Technologischen Gewerbemuseum der Fall ist.

Was die Fortbildungsschulen anbelangt, deren Resultate in entlegenen kleinen Orten, wo insbesondere tüchtige, erfahrene Lehrkräfte mangeln, vorläufig noch zu wünschen übriglassen, so ist bis heute der in der Gewerbeordnung vorgesehene obligatorische Besuch der ungenügenden Anzahl dieser Schulen wegen nicht allgemein durchführbar. Es wird ferner als bedeutender Nachtheil empfunden, dass der Unterricht größtentheils in den späten Abendstunden stattfindet, wo die Schüler bereits sehr ermüdet sind, und wo überdies der Unterricht durch die nothwendige künstliche, vielfach unzulängliche Beleuchtung namentlich im Zeichnen eine gewichtige Einbuße erleidet.

Weitaus jünger als das gewerbliche Bildungswesen sind die Vorkehrungen für den commerziellen Unterricht. Die ältesten Handelsschulen reichen nicht hinter die Jahre 1830 und 1831, zu welcher Zeit solche in Paris und Leipzig gegründet worden waren, zurück. Dieselben wurden nebst einer Reihe ihnen nachgeformter Schulen als höhere Handelsschulen angelegt, waren unabhängig und dienten vorwiegend dem Großhandel, der sie schuf und durch Beiträge und das namhafte Schulgeld erhielt, sowie Geldinstituten u. dgl., denen sie commerziell ausgebildete Hilfskräfte lieferten. Die immense Entwicklung der Verkehrsmittel und mit ihr die totale Verschiebung der Basis, auf welcher sich der alte gegenüber dem modernen Handel und insbesondere der Kleinhandel abspielen, verlangten bald dringendst auch für die Angehörigen des den letzteren betreibenden Kaufmannsstandes eine intensive Specialbildung. Die kaufmännischen Genossenschaften oder Vereine brachten es aber

[1]) Centralblatt, Band XVII, Seite 127 und Band XVIII, Seite 126.

mit ihren beschränkten Mitteln wohl nur bis zur Gründung von kaufmännischen Fortbildungsschulen, die Errichtung von eigentlichen Handelsschulen für den mittleren und kleinen Kaufmann Privatunternehmern überlassend. Derartige, auf Gewinn berechnete Schulen entstanden in den Vierzigerjahren; manche von ihnen versprachen in ihren Prospecten bezüglich ihrer Leistungen freilich viel mehr, als sie zu halten in der Lage waren.

In Österreich war seitens des Staates schon früher und zwar im Jahre 1817 dem Handelsschulwesen einige Aufmerksamkeit geschenkt worden, in welchem Jahre die seit 1751 bestehende nautische Schule in Triest zu einer nautischen und Handelsschule umgestaltet worden war. Als solche hatte sie allerdings zunächst bloß locale Bedeutung. Im übrigen überließ der Staat die Schaffung von Handelsschulen, nachdem auf dem Gebiete des commerziellen Bildungswesens alle Erfahrungen noch mangelten, gerne dem Handelsstande selbst sowie der Privatunternehmung und behielt sich kaum eine größere Einflussnahme vor als die Concessionsertheilung.

Auf diese Weise entstanden die Privathandelsschulen und zwar im Jahre 1834 die von Mahr in Laibach, 1840 jene von Geyer, nachmals Patzelt, sowie 1848 die Gremialhandelsschule in Wien, letztere nur als Fortbildungsschule gegründet, ferner die Handelsakademien 1856 in Prag, 1857 in Wien und 1863 in Graz, welche vom kaufmännischen Gremium, beziehungsweise in Wien und Graz von eigenen Vereinen errichtet wurden. Die Verwaltung der Akademien besorgt ein Curatorium, Ausschuss oder Verwaltungsrath.

Für die höhere dreiclassige Handelsschule in Prag, welche als Vorbildung die absolvierte Untermittelschule forderte, hatte der aus Leipzig berufene Director Dr. Arenz einen ausgezeichneten Lehrplan ausgearbeitet, welcher seinem Wesen nach im Jahre 1877 in Wien, im Jahre 1890 in Graz acceptiert wurde.

Die Wiener Handelsakademie war ursprünglich im Charakter einer Hochschule mit zwei Jahrgängen angelegt worden, für welche man die Absolvierung der ganzen Mittelschule verlangte; später gliederte man als Ersatz der Oberclassen einer Mittelschule zwei Vorbereitungsclassen an und gieng endlich so weit, auch solche Schüler aufzunehmen, welche die Untermittelschule gar nicht besucht hatten, sobald sie nur eine entsprechende Aufnahmsprüfung bestanden. Nach der Reform vom Jahre 1872 erhielt die Akademie eine dreiclassige Handelsmittelschule und eine mindestens zweiclassige Handelshochschule.

Letztere sollte nach dem Plane Baron Czediks das gesammte Verkehrswesen, d. h. die Curse für Eisenbahn-, Telegraphen-, Postbeamte, dann für Statistik, Versicherungswesen, für das internationale und civile Recht, Verkehrsgeographie u. s. w. umfassen. In dieser Form konnte sich die Schule hauptsächlich der Ungunst der Zeitverhältnisse und finanzieller Schwierigkeiten wegen, aber auch des ungleichen Schülermaterials halber, das für die Hochschule bestimmt war (Absolventen der Handelsmittelschule, dann der Realschulen und Gymnasien), nicht entwickeln, umsoweniger als für das Handelsfach eine akademische Erörterung der Fachgegenstände unthunlich erscheint. Mit Recht sagt in dieser Hinsicht Dr. Zehden: „Für alle Anstalten, in denen ein positives, ganz verlässliches Können durch fortgesetzte Übung erworben werden muss, passt der hochschulartige Betrieb nie und nimmer. Ohne Drill ist einmal jene volle Sicherheit im Rechnen, Buchen, Correspondieren, in den Fremdsprachen nicht zu erreichen, welche in den Comptoirs unbedingt gefordert wird." Wie bereits oben erwähnt, wurde die Schule sodann in eine auf der Untermittelschule aufgebaute dreijährige Fachschule mit einer Vorbereitungsclasse — ähnlich der Prager Handelsakademie — verwandelt und erhielt außerdem einen einjährigen Fachcurs für ältere Frequentanten, der als sogenannter Abiturientencurs für Absolventen einer ganzen Mittelschule weitergeführt wird.

Für die Grazer Akademie für Handel und Industrie hatte man ursprünglich sogar eine höhere Handelsschule in Verbindung mit einer höheren Gewerbeschule in Aussicht genommen. Letztere Abtheilung konnte sich aber nicht recht einbürgern. Um für die Akademie die nöthige Frequenz zu erzielen, musste man eine dreijährige Vorbereitungsschule für Volksschüler schaffen, die bald darauf auf die Dauer von zwei Jahren, später auf die Dauer eines Jahres herabsank. Im Jahre 1890 wurde die Schule unter dem Titel einer Handelsakademie zu einer reinen, auf der Untermittelschule aufgebauten Handelsschule umgestaltet. Privathandelsschulen eröffnete man außer den obgedachten noch mehrere in Wien, eine in Prag, eine in Brünn u. s. w.

Tief einschneidende Wandlungen in der Entwicklung der Handelsakademien, mittelbar auch der niederen Handels- und Fortbildungsschulen und zwar nicht zugunsten des commerziellen Bildungswesens brachte das im Jahre 1868 den Akademien verliehene Einjährig-Freiwilligenrecht. An dasselbe knüpfte die Kriegsverwaltung die Bedingung der Einreihung gewisser Disciplinen in den Lehrplan, welche der künftige

Kaufmann als solcher gar nicht benöthigt; andererseits wurde eine Abiturientenprüfung verlangt, die Maximalschülerzahl für eine Classe auf 50 herabgesetzt u. dgl. Die Folge davon war, dass sich für diese Schulen eine Unzahl von Aufnahmswerbern meldete, namentlich mittelmäßige Schüler, welche nicht imstande waren, eine Real- oder Gymnasialschule zu absolvieren, dann wieder viele, denen es sich nicht um die commerzielle Ausbildung, sondern lediglich um die Einjährig-Freiwilligenberechtigung handelte. So entstanden neue Handelsakademien und zwar innerhalb 1872 bis 1882: die böhmische in Prag, die Akademien in Innsbruck, Linz und Chrudim. Die durch die Herabdrückung der Schülerzahl bedingte Verminderung der Einnahmen zwang die Verwaltungen zur Bestellung billigerer Lehrer sowie zahlreicher Hilfskräfte, so dass unter all den erwähnten Umständen die Lehrresultate merkbar zurückgiengen.

Der mächtige Zug der Schüler nach den Akademien wirkte auf die Frequenz und das Schülermaterial der mittleren Handelsschulen und sohin auf die Resultate der letzteren in ungünstigem Sinne ein; die kaufmännischen Fortbildungsschulen aber litten namentlich in kleineren Orten an der schwierigen Beschaffung commerziell gebildeter Lehrkräfte. Bloß die Abiturientencurse, deren Hörer sich durchwegs aus innerem Berufe dem Studium widmeten, und die das Einjährig-Freiwilligenrecht ohnedies besaßen, fassten festere Wurzel. Ihre Organisation, welche ausschließlich den thatsächlichen Bedürfnissen angepasst sein soll, ist freilich selbst heute noch nicht vollständig abgeschlossen.

Nach durchgeführter Reform der gewerblichen Lehranstalten wandte die Centralstelle im Jahre 1888 ihr besonderes Augenmerk dem commerziellen Unterrichte zu. Im Gegensatze zu den Gewerbe- und Fachschulen, deren Detailorganisationen, den örtlichen Verhältnissen accommodiert, unter sich verschieden sind, werden die einzelnen Kategorien der kaufmännischen Lehranstalten, nachdem sich ja der Handel überall in gleicher Weise abspielt, im allgemeinen conform organisiert sein müssen. Bei den zu jener Zeit vorhandenen 10 höheren, 30 mittleren Handels- und rund 60 Fortbildungsschulen war das durchaus nicht der Fall, wie es thatsächlich die hierfür angeordneten Detailinspectionen erwiesen. Anerkannt wurde, dass die gegenwärtige Eintheilung in höhere Schulen für den Großhandel und in mittlere Vorbildungsschulen, zu welchen die Handelscurse für Mädchen gehören, sowie in Fortbildungsschulen für den Kleinhandel auch für die Zukunft beibehalten werden muss. Man schritt sonach an die successive Aufstellung

von Normalstatuten und Normallehrplänen unter specieller Berücksichtigung der kaufmännischen Disciplinen und der Sprachen, welche Lehrpläne bei sämmtlichen Neugründungen vorgeschrieben und im wesentlichen an fast allen bestehenden Handelsschulen eingeführt wurden.

Die Errichtung neuer Schulen geschah zumeist durch die Communen, und es betheiligen sich daran und tragen zu ihrer nun allerorts gesicherten Erhaltung die Gremien, die Handelskammern, Sparcassen u. s. w. bei. Bis 1897 entstanden auf diese Art an höheren dreiclassigen Handelsschulen mit einer Vorbereitungsclasse 5 deutsche und 4 čechische; an zweiclassigen mit einer Vorbereitungsclasse 11 deutsche und 2 čechische, ferner eine Reihe selbständiger Fortbildungsschulen mit je 8 Wochenstunden. Bei letzteren, die als Zwangsschulen zu gelten hätten, erweist sich allerdings die Unterrichtszeit — späte Abendstunden — als hemmend für den Erfolg; es wird deshalb wie bei den gewerblichen Fortbildungsschulen das Bestreben darauf gelenkt werden müssen, die Tagesstunden zu benützen, ähnlich wie es beispielsweise in Sachsen der Fall ist.

Als ihrem Zwecke durchaus entsprechend ist die zweiclassige Handelsschule zu bezeichnen, während bezüglich der höheren Handelsschule die bisherige Erfahrung lehrt, dass das im Normalplane gesteckte Lehrziel nur dann erreicht werden kann, wenn der Lehrstoff, ohne eine Vermehrung zu erleiden, von drei auf vier Jahrgänge vertheilt wird. Die Action zur Ausgestaltung der höheren Handelsschule in diesem Sinne wird eben jetzt im k. k. Unterrichtsministerium eingeleitet, wogegen freilich von mancher Seite, so namentlich durch das Gremium der Wiener Kaufmannschaft, Bedenken erhoben werden. Mit den höheren Handelsschulen, deren Bestand wohl allein in den bedeutenderen Handels- und Industriestädten gerechtfertigt erscheint, können Fachcurse für Absolventen einer Mittelschule, desgleichen besondere Curse für das Verkehrs-, Versicherungs-, Bankwesen, für moderne Sprachen und Ähnliches vereinigt werden.

Hand in Hand mit der Regelung der Lehrpläne gieng die Schaffung der nöthigen einheitlichen Lehrbücher und sonstigen Lehrmittel, welche nun in mustergiltiger Weise und in ausreichendem Maße vorhanden und auch für čechische, italienische und polnische Schulen zum größeren Theile fertiggestellt sind.

Der äußerst wichtigen Lehrerfrage wurde nicht minder die wünschenswerte Aufmerksamkeit geschenkt. Eine Prüfungsordnung sichert die unentbehrliche Einheitlichkeit in der Qualification für die

einzelnen Fachgruppen, wobei unter anderem der Grundsatz herrscht, dass Lehrer für Fremdsprachen dieser vollkommen mächtig sein und wenigstens einige Zeit in dem Lande gelebt haben müssen, dessen Sprache sie vortragen. Zur Instruierung von Lehrern für Fortbildungsschulen wurden specielle Curse an Handelsschulen in Aussicht genommen.

Um die Unterrichtsresultate thunlichst günstig zu gestalten, setzte die Behörde die Maximalschülerzahl noch weiter herab; diese darf, zum mindesten an neu gegründeten Schulen, in den Unterclassen 35 bis 40 nicht überschreiten und stellt sich deshalb für die letzte Classe infolge des natürlichen Abfalles kaum höher als auf 30. Bei größerer Schülerzahl werden Parallelclassen eröffnet.

Im Schuljahre 1897/98 gab es in Österreich eine staatliche, 15 staatlich subventionierte und 3 staatlich nicht subventionierte höhere, eine staatliche (mit der Staatsgewerbeschule in Czernowitz vereinigt), 13 staatlich subventionierte und 40 staatlich nicht subventionierte sonstige commerzielle Tagesschulen einschließlich jener für Mädchen, an Fortbildungsschulen circa 30, welche mit Tagesschulen in Verbindung stehen, und 58 selbständige. Eine höhere Handelsschule wurde im Jahre 1899 als Staatslehranstalt in Lemberg creiert. Die Frage der successiven Verstaatlichung des gesammten commerziellen Unterrichtswesens — ähnlich wie bei dem gewerblichen Bildungswesen — wurde hauptsächlich von der Kaufmannschaft angeregt und wird in ernstliche Erwägungen gezogen.

Die Frequenz stellte sich in den letzten Jahren:

Bei den höheren Handelsschulen auf rund	4000	Schüler
„ „ sonstigen commerziellen Tagesschulen auf rund	8000	„
„ „ Fortbildungsschulen auf mehr als	7000	„

Im Schuljahre 1899/1900 bestanden bereits 19 höhere staatliche und staatlich subventionierte Handelsschulen[1]) mit 3402 ordentlichen Schülern und 1916 Schülern an den damit verbundenen kaufmännischen Fortbildungsschulen, Mädchenschulen und Specialcursen, demnach mit einer Frequenz von 5318 Schülern; die staatliche und die 13 staatlich

[1]) Staatshandelsschule in Lemberg, Handelsakademie in Innsbruck, Graz, Chrudim, Prag (böhmisch), Linz (mit Eisenbahnabtheilung), Triest, Handelsmittelschule in Trient, Handelsschulen in Reichenberg, Pilsen (deutsch und böhmisch), Olmütz, Brünn (deutsch und böhmisch), Prossnitz, Königgrätz, Aussig, Gablonz, Krakau.

subventionierten zweiclassigen Handelsschulen[1]) wurden in diesem Schuljahre von 1301 ordentlichen und 700 Fortbildungsschülern u. dgl., zusammen also von 2001 Schülern[2]) besucht.

Durch die Action des letzten Decenniums hat sich demnach das commerzielle Unterrichtswesen in Österreich in befriedigender Weise entwickelt und eine derartige Stufe erreicht, dass es nur noch von Frankreich, Sachsen und Skandinavien überflügelt erscheint.

❦

Die obigen Ausführungen zeigen, dass thatsächlich die gewerbliche und commerzielle Ausbildung in unserem Kaiserstaate in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit steht, dass sie sich ferner mit den praktischen Bedürfnissen im Einklange befindet und denselben in vollem Maße Rechnung trägt.

Dass dem so ist, beweist auch die rapid steigende Frequenz, beweisen die Absolventen dieser Lehranstalten, welche sich in der vielseitigen Praxis bald zu recht verwendbaren Hilfskräften qualificieren, beweist die Thatsache, dass die Nachfrage nach Absolventen sowohl der gewerblichen als der commerziellen Schulen oft eine derart bedeutende ist, dass — wie es beispielsweise in Czernowitz wiederholt vorkam — ihnen sogar schon vor Beendigung der Studien gute Posten zugesichert werden konnten. Im allgemeinen heben jene Institute das intellectuelle Niveau der arbeitenden Classen, veredeln den Charakter zahlreicher strebsamer Individuen und tragen so wesentlich zur friedlichen Lösung der socialen Frage bei.

Indirect werden Gewerbe, Handel und Industrie seitens der Unterrichtsanstalten und zwar durch die außerdienstliche Thätigkeit der Lehrkräfte gefördert. Letztere unterhalten einen stetigen Contact mit der bau- und kunstgewerblichen sowie mit der Handels- und Bankpraxis u. dgl.; sie vermitteln den ersprießlichen Verkehr der gewerblichen Lehranstalten mit den Museen, welche, von der Staatsbehörde entsprechend unterstützt, ihren Aufgaben voll und ganz nachzukommen in der Lage sind, wirken an ihnen nicht selten als Leiter oder Custoden, betheiligen sich mit Vorträgen 2c.; einzelne sind eifrige Mitarbeiter an

[1]) Handelsschule an der Staatsgewerbeschule in Czernowitz, des Wiener kaufmännischen Vereines, des Schulvereines für Beamtentöchter in Wien, Handelsschulen in Wels, Bozen, Klagenfurt, Brüx, Budweis, Melnik, Teplitz, Warnsdorf, Kolin, Troppau, Hořic.

[2]) Centralblatt, Band XVIII, Seite 100.

den Actionen zur Belebung der Hausindustrie und zur Hebung der Kleingewerbe.

Wenn auf diese Art dem gewerblichen und commerziellen Bildungswesen die nunmehr erreichte dominierende Stellung allerdings gewahrt bleibt, so wird dieselbe für die Zukunft nur dann gewährleistet sein, wenn für dessen weitere Entwicklung mit gleicher Umsicht und im gleichen Tempo wie bisher vorgegangen wird. Die innige Anlehnung an das praktische Dasein, das infolge der steten Erfindungen und technischen Neuerungen sowie des Aufschwunges der Communicationen mit Riesenschritten vorwärts treibt und die Einzelarbeiten mehr und mehr differenziert, muss wohl zur weiteren Specialisierung des Unterrichtes führen. Darin liegt seine Zukunft. So gründete das Unterrichtsministerium im Einvernehmen mit den übrigen betheiligten Ministerien probeweise bereits eine Eisenbahnakademie, und es werden wahrscheinlich in Bälde Baron Czediks projectierte Specialcurse — nach einem Vorschlage im Centralblatte[1]) — einer neuen Schultype: einer Lehranstalt für den Verkehrsdienst Impuls und Form geben u. s. w. Jeder Stillstand wäre hier Rückschritt, und gerade mit Bezug auf das praktische Bildungswesen gilt das Sprichwort als Wahrwort: „Wer ruht und rastet — rostet."

Zur Ethnographie des serbocroatischen Volkes.[2])

Von Dr. Moriz v. Landwehr-Pragenau.

Radautz.

Der serbocroatische Volksstamm bewohnt in einer Stärke von wahrscheinlich etwa acht Millionen Seelen[3]) einen Flächencomplex der die ganze westliche Balkanhalbinsel umfasst und also Croatien, Slavonien, Dalmatien, Stücke des österreichischen Küstenlandes und von

[1]) Band XVIII, Seite 443.

[2]) Gegenwärtige Skizze, die keineswegs Anspruch auf selbständige ethnographische Arbeit erhebt, entstand bereits vor einem längeren Zeitraum in Wien; infolge meiner Anstellung in einem kleinen Städtchen fand ich nicht mehr Gelegenheit, die inzwischen erschienene Literatur über diesen so interessanten Volksstamm gänzlich zu überblicken — hoffentlich werden die Lücken keine zu bedeutenden sein. Der Verf.

[3]) Diese Zahl ist unsicher, weil die Ziffern der auf türkischem Gebiete wohnenden Angehörigen des Volkes sehr schwanken.

Südungarn, die Occupationsgebiete, das Königreich Serbien, Montenegro und nicht unbedeutende Theile der europäischen Türkei einschließt.

Wenn man die bei dem scharfen Gegensatze zwischen den Serben und Croaten recht heikle Scheidung der beiden Gruppen wenigstens andeuten will, denn sie ist ja häufig gar nicht durchzuführen,[1]) so sind die Croaten im ganzen als der nordwestliche, die Serben als der südöstliche Zweig zu bezeichnen. Im einzelnen ist in dieser Frage wohl kaum eine Einigung zu erwarten, da dabei die politischen Aspirationen zusehr mit ins Spiel kommen.

Hier kommt das serbocroatische Volk im wesentlichen nur so weit in Betracht, als es auf dem Boden der österreichisch-ungarischen Monarchie lebt. Seine Stärke beläuft sich da für das Jahr 1900 auf etwa 3,600.000 Köpfe, mit Einschluss des Occupationsgebietes (circa 1,700.000 Einwohner) auf rund 5,300.000, im Jahre 1890 waren es 5,263.000, resp. circa 4,700.000, wovon auf die österreichische Reichshälfte 644.000, auf die ungarische 2,619.000 entfielen, 1,450.000 auf das Occupationsgebiet.[2])

Am geschlossensten bewohnt der Stamm Bosnien und die Hercegovina, Dalmatien, Hochcroatien und den westlichen Theil des Gebietes zwischen Save und Drau, während er im östlichen Slavonien, in Südungarn und in Istrien stärker mit fremden Elementen gemischt ist.

Die Lagerung in den von ihm bewohnten Gebieten unserer Monarchie ist indes keine sehr alte.

Die Grenzen des alten croatisch-dalmatinischen Reiches dürften zwar schon im 10. Jahrhundert gegen Nordwesten ungefähr dieselben wie heute gewesen zu sein,[3]) aber die Bevölkerung war damals hier, wie es scheint, eine wesentlich andere.

---

[1]) Vgl. z. B. Krek, Einleit. in d. slav. Lit., 2. Aufl., S. 328.

[2]) Vgl. die vom statistischen Landesbureau in Agram herausgegebenen Werke, bearbeitet von Zoričić, ferner die entsprechenden ungarischen und österreichischen Publicationen. Vgl. auch die Zusammenstellungen in Umlaufts „Öst.-Ung. Monarchie", 3. Aufl.

[3]) Rački, Rad jugoslav. akademije, Bd. XXIV. Die übrigen Grenzen sind strittig. Die ungarischen Historiker behaupten, dass die Magyaren zu Arpads Zeit das ganze Gebiet zwischen Save und Drau eroberten. Dem gegenüber suchte unter anderen Ljubić (Rad, Bd. XLIII) zu beweisen, dass das ganze Gebiet immer croatisch war, namentlich gestützt auf eine vielgenannte Stelle des byzantinischen Historikers Kedrenos, II, 476. Rački (Rad, Bd. LVI) fasst die Sache so: Die Magyaren eroberten Syrmien, wie weit nach Westen, ist unsicher. Das westliche Gebiet zwischen Save und Drave scheint bald ihnen, bald den Croaten gehört zu haben.

Im Norden und Westen dürften damals noch Slovenen überwogen oder doch einen sehr starken Bestandtheil der Bevölkerung gebildet haben;[1]) dieses Gebiet hieß auch bis ins 15. Jahrhundert Slavonien, während der Name Croatien auf das Land im Süden der Kulpa und Save beschränkt war. Erst seit der Verbindung des Reiches mit Ungarn, als sich der politische Schwerpunkt mehr nach Norden verschob, da zugleich die croatischen Küsten und Inseln von Venedig in immer steigendem Maße bedroht wurden, scheint das Croatenthum im Norden ebenfalls die Oberhand gewonnen zu haben, eine breite Schichte slovenischen Wesens blieb jedoch als Unterlage da und hat der Eigenart und Sprache der Bevölkerung eine besondere Färbung gegeben.

Hierauf kam die Türkenzeit und mit ihr eine förmliche „neue Völkerwanderung"[2]) aus der Balkanhalbinsel nach Norden. Große Theile des früheren Königreiches wurden durch die fortwährenden Raubzüge der Osmanen gänzlich verwüstet, seit 1514 wird das Gebiet des heutigen Comitates Lika-Krbava als desertum primum, dann das von Karlstadt als desertum secundum bezeichnet, um die Zeit der Schlacht von Mohács fiel einerseits fast ganz Hochcroatien,[3]) andererseits bald auch das heutige Slavonien in türkische Hände, und nur ein Bruchstück des Landes um Agram, Warasdin, Belovar und Kreutz hielt sich mit äußerster Anstrengung und unter dem Beistande Innerösterreichs frei von der osmanischen Überflutung.

Schon von der Zeit an, da Bosnien und Serbien die ersten furchtbaren Stöße des herandrängenden Feindes auszuhalten hatten, begann eine massenhafte Auswanderung aus den bedrohten Gebieten, und diese wurde durch die oben erwähnte Verwüstung der nördlich angrenzenden Länder wesentlich gefördert, da die Flüchtenden nicht allein mit Leichtigkeit Raum fanden, sondern sogar mit Freuden aufgenommen

---

Syrmien muss ihnen etwa nach der Schlacht auf dem Lechfeld entrissen worden sein, denn anno 1018/19 ist es nach Kedrenos nicht mehr ungarisch. Das westliche Save-Dravegebiet soll dauernd durch Peter Kresimir den Großen mit Croatien verbunden worden sein (Rački, a. a. O., S. 139). Sicher ist, dass zu Ende des 11. Jahrhunderts bei den Kämpfen um Unterwerfung Croatiens durch Ungarn die Drau stets als Reichsgrenze erscheint. Im Südosten gehörten Theile des heutigen Bosnien etwa bis zum Vrbas (?) zum Reich.

[1]) Rački, Rad, Bd. LVII, S. 136/37, nimmt freilich auch hier von Anfang an eine rein croatische Bevölkerung an.

[2]) Matković, Croatien-Slavonien, S. 52.

[3]) Vgl. Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. II, S. 261 A. 4.

wurden. Der Strom der Einwanderung ergoss sich nun in das Zweistromland, während die bisherigen Einwohner zum Theile vernichtet waren, zum Theile weiter nach Norden (nach Ungarn) zogen, so dass nur Fragmente der früheren Bevölkerung zurückblieben und sich mit den Neuankömmlingen vermischten.

Der geographischen Lage nach ist es natürlich, dass die Croaten hauptsächlich in den westlichen, die Serben in den östlichen Theil des Save-Draugebietes einwanderten, und die Folge war, dass die Territorien von Agram, Warasdin, Kreutz gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Namen Croatien erhielten, während die Bezeichnung Slavonien bei den drei östlichen Comitaten Požega, Virovitica, Syrmien, welche unter türkische Herrschaft kamen, verharrte. Hier dauerte der Zuzug der Serben, von den Türken begünstigt, noch länger fort, und so wurde erst damals die „Verserbung" Slavoniens durchgeführt.

An den Grenzen der österreichischen und türkischen Besitzungen wurde nun von beiden Seiten eine Militärgrenze errichtet, auf christlicher Seite nahmen größtentheils die Flüchtlinge aus türkischem Gebiete die Grenze ein,[1]) während die Türken meist die sogenannten Martalosen dahin vorschoben, christliche Serben, die aber den Osmanen dienten.[2])

Schritt für Schritt drangen sie mit den türkischen Grenzen vor und erreichten endlich zwischen Save und Drau den Fluss Ilova, an dem dann die Grenze blieb.

Hinter ihnen her strömten mohamedanische Einwanderer nach Slavonien, welche alle geeigneteren Strecken, namentlich den Požeganer Gebirgskessel, occupierten.[3]) Diese mohamedanische Bevölkerung verließ freilich das Land wieder nach dessen Rückeroberung durch Österreich, aber die eingewanderte serbische Einwohnerschaft, welche den christlichen Glauben bewahrt hatte, wich nicht und empfieng während der großen Türkenkriege zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts

[1]) Das sind die bekannten „Uskoken" (oder Pribjeg); das Wort heißt Flüchtling.

[2]) Sie wurden von den Grenzern auf christlicher Seite spottweise Vlasi (= Wallachen), Cigani oder Marcholosi genannt, sie selbst verbanden zwei dieser Namen und nannten sich Mrtovlasi. So heißt noch heute eine kleine Ortschaft im Požeganer Kessel. Vgl. Smičiklas, Dvijestogodišnjica oslobodjenja Slavonije, Bd. I, S. 34 ff. Bd. II, S. 74 ff., Diefenbach, Völkerkunde, Bd. II, S. 114, Czoernig, Ethnographie, Bd. II, S. 168, A. 3.

[3]) Vgl. die Beschreibung des Sandžaks von Požega durch den Beglerbeg Ibrahimpaša Merimbegović, herausgegeben in den „Starine" der Agramer Akademie, Bd. XIV, S. 173 ff., Bd. XVII, S. 116 ff.

noch gewaltigen Zuwachs durch die bekannte Einwanderung der Südserben unter dem Patriarchen von Ipek Černojević und weitere Nachschübe, durch die auch das südliche Ungarn die starke serbische Bevölkerung erhielt, die es heute besitzt.[1])

Diese ganze Völkerbewegung kann erst mit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts als abgeschlossen betrachtet werden. Damals war die serbocroatische Bevölkerung auf dem Boden der Monarchie im wesentlichen in die Gebiete eingerückt, die sie gegenwärtig bewohnt; in unserem Jahrhundert begann dann die Einwanderung fremdsprachiger Elemente, namentlich Deutscher und Magyaren, nach Slavonien, die in den letzten Jahrzehnten so hervorragende Bedeutung erlangt hat.

Die wichtigsten Punkte der durch die Türkeninvasion hervorgerufenen Fluctuation sind folgende:[2])

1450 Einwanderung von Serben und Bosniern in das Gebiet von Warasdin.

1459 Serben siedeln sich bei Slankamen an.

1463 Ebenso im Kreutzer Comitat.

1465 Vermehrung der Colonie in Slankamen.

1481 Der ungarische Feldherr Kinisy bringt 50.000 (?) serbische und 1000 türkische Familien von einem Streifzuge zurück.

1538 Ansiedlung von „Vlachen" um Kopreinitz, Kreutz, Ivanić (?).[3])

1572 Ansiedlung beim Kloster Marča.

1582 Ebenso.

1597 Ansiedlung von serbischen Familien bei Rovišče b. Sv. Ivan.[4])

1600 „Viele tausend Familien" aus Bosnien und Macedonien.

1640 In der Agramer Diöcese wohnen 50.000 „Vlachen", der Zufluss dauert ungeschwächt fort.[5])

1683 Entvölkerte Ortschaften in der croatischen Grenze werden durch 5800 croatische Ansiedler eingenommen.

1684 Ebenso 4000 serbische Ansiedler.

---

[1]) Vgl. Schwicker, Pol. Gesch. d. Serben in Ung., S. 15., A.

[2]) Czoernig, Ethnographie, Bd. II., S. 155—176, 299 ff., Vaniček, Specialgeschichte der Militärgrenze, Schwicker, Gesch. d. Militärgr.

[3]) Vaniček, Bd. I, S. 26 f. Dagegen Bidermann, Mitth. d. hist. Ver. f. Steiermark 1883, spec. S. 41. Über die Unsicherheit der Daten für diese älteste Zeit der Militärgrenze vgl. Huber, Gesch. Öst., Bd. IV, S. 370, A. 4.

[4]) Bidermann, a. a. O., S. 44—46.

[5]) Starine, herausgegeben von der Agramer Akademie, Bd. XX, S. 26.

1686/7 Erst 5000, dann 6000 Serben als Ansiedler.

1689 Mehrere tausend Serben nach Syrmien und in den Požeganer Kessel.

1690 36.000 serbische Familien nach Südungarn und Slavonien.

1690—1700 Einige tausend serbische Familien siedeln sich in der „Mala Vlaška" = Požeganer Kessel an.

1739 630 „Hajdukenfamilien" nach Syrmien.

So sind denn die Croaten und Serben während der furchtbaren Noth der Türkenzeit in einer Weise durcheinander geschüttelt worden, dass, wie schon einmal erwähnt, eine strenge Trennung häufig ganz unmöglich ist. Das schärfste und oft einzige Unterscheidungsmerkmal ist bekanntlich die Religion, indem der Croate stets römisch-katholisch, der Serbe mit wenigen Ausnahmen griechisch-orientalisch ist; darum versucht man von vielen Seiten den Gegensatz thunlichst auszugleichen, ein Bestreben, dem ja auch der officielle Titel „serbocroatische" Nation seine Entstehung verdankt; es muss jedoch leider zugegeben werden, dass diese Bemühungen bisher nicht den gewünschten Erfolg hatten.

Das serbocroatische Volk zeigt sich in allem und jedem als ein typischer Repräsentant des Slaventhums. Es lebt schneller als die germanischen, schneller als die romanischen Nationen, es reift schnell heran, heiratet früh und stirbt bald, die Generationen wechseln also viel schneller ab als bei den romanisch-germanischen Völkern.[1]) Während in Österreich auf 100 Menschen circa 34 Kinder bis 15 Jahre, etwa 62 Leute zwischen 15—65 und 4—5 über 65 Jahre entfallen, lauten die entsprechenden Zahlen für das Königreich Croatien und Slavonien 36, 62 und nicht einmal ganz 3 über 60 Jahre. Ja zieht man in diesem Lande nur die serbocroatische Bevölkerung in Betracht, so ergibt sich, dass 38 Procent unter 15, nur 57 Procent zwischen 15—60 und nur 5 Procent über 60 Jahre alt sind, was eine außerordentlich starke Belastung der im productiven Alter Stehenden involviert.

Es ist dabei hervorzuheben, dass bei einer relativ geringen Kindersterblichkeit die Sterblichkeit der mittleren und höheren Altersclassen eine größere ist als irgendwo sonst.[2])

[1]) Dies und das Folgende hauptsächlich nach den obenerwähnten Werken des statistischen Bureaus der croat.-slav.-dalm. Landesregierung, welche wegen des ausführlichen Textes besonders wichtig sind, dazu Zoričić, Demographische Arbeiten. Für das Küstenland und Dalmatien die verschiedenen Publicationen der österr. statist. Centralcommission.

[2]) Zoričić, Dem. Arb., S. 70.

Die Frühreife des Volkes wird am besten illustriert durch die namhafte Anzahl früher Heiraten.

Bis in die neueste Zeit waren in Croatien und Slavonien 7 Procent aller getrauten Männer 18 Jahre alt, die bis zum 20. Jahre machten schon 19 Procent aus, es kamen sogar Fälle vor, dass Bursche mit 17, selbst mit 15 Jahren heirateten.

Bei Mädchen sind Heiraten mit 15 und 16 Jahren häufig, die von Mädchen bis 20 Jahren machen schon die größere Hälfte aller Fälle aus.

Charakteristisch dafür ist eine jener Fragen und Antworten, die Vuk Karadžić im Volke gesammelt hat. „Wann ist ein Mädchen mannbar?" fragt man ein altes Weib, und sie antwortet: „Sobald es sich selbst einen Dorn aus der Ferse ziehen kann."

Aber es zeigen sich dessenungeachtet hierin zwischen den einzelnen Theilen des Volkes recht bedeutende Unterschiede. Im Comitate Modruš-Fiume sind von je 100 Getrauten circa 3 Männer und 9 Mädchen bis 20, resp. 18 Jahre alt, während die entsprechenden Zahlen im ehemaligen Broder Grenzbezirke 41, resp. 32, im Bjelovarer Comitat 30, resp. 39 betragen. In Dalmatien[1]) sind in den letzten Jahren circa 3 Männer unter 100 Getrauten bis 20, doch schon 15 zwischen 20—24 Jahre alt, Mädchen bis 16 Jahre 2, von 16—20 schon 26 (in Niederösterreich nicht ganz sechs).

Dies ist hauptsächlich auf die verschiedenen Lebensbedingungen zurückzuführen, welche in Karstcroatien so ungleich schwieriger sind als im Zweistromland, indes lässt sich hierin ebensowenig wie in anderen Dingen ein durchgreifender Unterschied zwischen Croaten und Serben erkennen.

In zwei Punkten dagegen tritt ein solcher hervor: in der Heiratenhäufigkeit und im Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter. Bei den Griechisch-Orientalischen kommen auf 1000 Personen jährlich 23 Heiraten, bei den Katholiken nur 22, bei ersteren überwiegt regelmäßig das männliche, bei letzteren das weibliche Geschlecht, eine Thatsache, die man durch die angeblich ungünstigere sociale Stellung des Weibes bei den Serben zu erklären gesucht hat.[2])

Wie dem auch sei, die Thatsache steht fest, und eine Milderung des Gegensatzes ist insoferne nicht leicht möglich, als Mischehen äußerst selten sind.

---

[1]) Österr. Statistik, Bd. XLIX, Heft 2, S. V.

[2]) Zoričić, Dem. Arb., S. 30.

Die Geburtenhäufigkeit ist so groß wie nur in wenigen (selbst slavischen) Ländern, circa 44 auf 1000 Personen (in Österreich etwa 34), ohne dass jedoch die Ehen besonders fruchtbar wären, wie man dies sonst gern behauptet. Auf eine Ehe kommen im Durchschnitt nicht ganz vier Kinder, die hohe Ziffer der Geburten hat also ihren Grund allein in dem außerordentlich hohen Procentsatz an Verheirateten, und letztere Thatsache wieder findet ihre Erklärung in den eigenthümlichen Verhältnissen, in denen das Volk seit Jahrhunderten lebte, ich meine die Hauscommunitäten, von denen später ausführlicher die Rede sein wird.

In solchen Riesenfamilien, die oft die gesammte Verwandtschaft umfassen, wünscht man die möglichst schnelle Verheiratung jedes Burschen, um in seiner Frau eine neue Arbeitskraft ins Haus zu bekommen und so die eigenen ausgeheirateten Mädchen zu ersetzen, Nahrungssorgen kommen aber hier kaum in Betracht, da das junge Ehepaar leicht mit der ganzen Communität mitlebt.

Das dürfte nun freilich, nachdem diese uralte Institution in raschem und vollständigem Verfalle begriffen ist, mit der Zeit anders werden; indessen uralte Gewohnheiten legt jedes Volk, umsomehr ein so conservatives wie das serbocroatische nur langsam ab, und deshalb lässt sich einstweilen eine Rückwirkung jenes Auflösungsprocesses auf die Häufigkeit der Ehen und das Alter der Getrauten kaum erkennen.

Werfen wir einen Blick auf die Bildungsverhältnisse des Volkes, so zeigt es sich, dass sie zwar noch immer recht ungünstig sind, aber doch in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte gemacht haben. Noch 1869 waren im Königreich Croatien und Slavonien unter 100 Männern über sechs Jahre mehr als 74 Analphabeten, unter den Frauen fast 87; 1880 waren diese Zahlen auf circa 68, resp. 80 zurückgegangen.

Nicht gleich günstig ist der Fortschritt in Dalmatien,[1]) wo die Schwierigkeiten eben noch größer sind, demungeachtet hat man es schon so weit gebracht, dass 1892/93 nur mehr 9 Procent der schulpflichtigen Kinder ohne triftigen Grund ganz ohne Unterricht blieben. Sehr schlecht steht es dagegen in dieser Beziehung in Istrien und am schlechtesten naturgemäß in den occupierten Provinzen, wo ja die Culturarbeit nicht 20 Jahre alt ist und von Grund auf gebaut werden muss.

[1]) Österr. Statist., Bd. XLIV, Heft 4, S. XXXV.

Trotz aller Bemühungen um die Hebung der Volksbildung stehen daher die Serbocroaten in der Hinsicht sämmtlichen in ihr Gebiet eingewanderten Nationen, namentlich den Deutschen und Čechen, weit nach. Innerhalb des Volkes selbst sind es die Anhänger der griechisch-orientalischen Religion oder die Serben, die die geringere Bildung besitzen, wie sie denn überhaupt in der letzten Zeit mit den rührigeren Croaten nicht ganz Schritt zu halten scheinen. Dies zeigt sich insbesondere in der Vermehrung der Bevölkerung, in der die vorwiegend von Croaten bewohnten Territorien einen stets wachsenden Vorsprung verrathen.

Man beachte nur folgende Zahlen:

Im Zeitraume von 1880 bis 1890 betrug der Überschuss an Geburten über die Todesfälle in den Comitaten

Lika-Krbava	32.502
Modruš-Fiume	33.325
Agram	70.128
Warasdin	37.280
Bjelovar-Kreutz	29.522
Požega	21.591
Virovitica	19.913
Syrmien	37.994

wobei zu bemerken ist, dass bei der großen Ziffer, die Syrmien aufweist, die Zahl der sprachfremden Ansiedler mit ihren günstigeren Fortpflanzungsverhältnissen schon sehr ins Gewicht fällt.

❦

Seit dem Anfange des 19. Jahrhundertes ist der hercegovinische Dialect durch die Begründer der modernen serbocroatischen Literaturbewegung Vuk Stefanović Karadžić und Ludwig Gaj zur Grundlage einer im ganzen Volke anerkannten Schriftsprache erhoben worden[1]) und mit vollem Recht, da er die edelsten Formen und den schönsten Klang besitzt, wie denn überhaupt die serbocroatische Schriftsprache die wohlklingendste unter den slavischen Sprachen ist.

Doch wird sie selbst heute nicht annähernd wirklich gleichmäßig geschrieben, noch viel weniger als das Deutsche. Eine Trennung ist schon durch den Gebrauch der cyrillischen Schrift bei den Griechisch-Orientalischen bedingt, und dazu kommt eine Menge verschiedener

---

[1]) Vgl. des ersteren Schriften darüber in der neuen staatlichen Ausgabe seiner Werke (Belgrad 1894 ff.), Bd. III/1, Spec., S. 181, A.

Dialectausdrücke, die es häufig zu bestimmen gestatten, wo etwa das betreffende Buch verfasst wurde.

Auch bei den lateinisch Schreibenden (den Croaten) ist die Orthographie hie und da noch recht schwankend, gegenwärtig handelt es sich darum, ob die phonetische oder etymologische Orthographie die Oberhand behalten, ob man also z. B. nach der ersteren društvo oder nach der letzteren družtvo, pripovjetka oder pripovjedka, opće oder obće schreiben soll, aber eine feste Grundlage, nämlich ein den serbocroatischen Sprachlauten gut entsprechendes Alphabet ist doch vorhanden, eine Wohlthat, die man erst würdigen lernt, wenn man sieht, wie die Sprache in früheren Zeiten mit lateinischen Buchstaben geschrieben werden musste.[1])

Die Schriftsprache hat sich nun, wie dies fast überall der Fall ist, auch in der Phraseologie ziemlich weit von der eigentlichen Volkssprache entfernt, und die deutsche oder italienische Cultur, welche gerade den befähigtsten Köpfen, die ihre Ausbildung im Auslande suchen mussten, eingeimpft wurde, hat nicht selten, zuweilen sogar bei Literaten, der Entfaltung eines dem Genius der eigenen Sprache adäquaten Stils hinderlich entgegengewirkt.

Es haben sich so namentlich unzählige Germanismen in einzelnen Worten und ganzen Redewendungen eingebürgert, für welche die eigentliche Volkssprache durchaus andere, kurze und treffende Ausdrücke hat.[2]) Freilich ist das eine Erscheinung, welche bei jeder neu erwachenden Literatur, die bei einer entwickelteren in die Schule geht, unvermeidlich ist, einiges davon wird mit der Zeit ausgemerzt werden, anderes aber unzweifelhaft bleiben, wie es ja bei uns Deutschen mit den Latinismen und Gallicismen nicht besser steht.

Trotz solcher Schwächen präsentiert sich die serbocroatische Schriftsprache heute als ein in sich harmonischer Bau von großartigem Reichthum der Formen und einschmeichelndem Wohllaut, vor allem, wenn ich recht urtheile, zu Poesie und Rhetorik geeignet, entsprechend dem außerordentlichen Rednertalent des Serbocroaten.

Mit Bezug auf den Formenreichthum sei erwähnt, dass das Substantiv sieben Casus besitzt, der Dual ist noch erhalten, ja er wird

---

[1]) Ein Beispiel aus dem Jahre 1586: I vpitasce gniega: tcho ye on clovich, ki ti ye rekal: vazmi postelgliu tuoyu i hodi. A ouf ki bisce ozdraufglien, ne znasce tcho bisce 2c., wobei sc = š, ch = k, y = j, gl = lj 2c. nach italienischer Orthographie. Daničić, Glasnik srpskog društvaza slovesnost, I/9, 1856.

[2]) Kurelac, Mulj govora nespretna. Rad, Bd. XXIV, S. 49 ff.

sogar mit Vorliebe oft dort, wo logisch richtiger der Plural stände, angewandt,[1]) das Verbum hat neben den in den germanischen und romanischen Sprachen ebenfalls bekannten Zeiten auch einen Aorist, ein Participium perfecti activi u. s. w., ein und dasselbe Verbum kann durch verschiedene Formen desselben Stammes eine einmalige oder andauernde (sich wiederholende) Handlung unterscheiden,[2]) kurz, die Mannigfaltigkeit der Formen gemahnt fast an das Griechische. Das sind allerdings Vorzüge, die sich großentheils nicht minder in den anderen slavischen Sprachen finden und, nebenbei gesagt, ihre Erlernung ungeheuer erschweren, aber vielleicht nirgends, mit Ausnahme etwa des Russischen, finden sie sich so vereinigt wie im Serbocroatischen.[3])

Die Schriftsprache wird freilich im Volke beinahe ebensowenig gesprochen wie bei uns im Deutschen, selbst in der Hercegovina kaum, denn jede Schriftsprache ist ja bis zu einem gewissen Grade eklektisch und nimmt Verschiedenes aus verschiedenen Dialecten auf.

Solcher Dialecte gibt es nun in unserem Falle eine ziemliche Anzahl. Gewöhnlich aber unterscheidet man nach dem Worte, welches die Frage „was" ausdrückt, što, ča und kaj, drei Dialecte, die Štokavština, Čakavština und Kajkavština.

Die Kajkavci (d. h. die Leute, welche die Kajkavština sprechen) bewohnen die Comitate Agram, Warasdin und Kreutz, die Čakavci die nördlichen Küstengebiete an der Adria, das übrige Gebiet des Stammes gehört der Štokavština an.

Eine andere dialectische Eigenthümlichkeit ist die verschiedene Aussprache der Lautgruppe ije z. B. im Worte bijel (weiß), welches vom Ikavac bîl, vom Ekavac bêl (beo), vom Jekavac bjel (bijel) gesprochen wird. Dabei mag erwähnt werden, dass sich im Broder Dialect ein sonst der Sprache fremder Vocal, der Umlaut ü finden soll.

Die Kajkavcen bilden den allmählichen Übergang vom Serbenthum zum Slovenenthum, weshalb man die Croaten häufig in Serbo- und Slovenocroaten theilt, je nachdem sie sich mehr den einen oder den anderen nähern.

Scharfe Grenzen lassen sich hier nicht ziehen, da die Übergänge ganz allmählich sind.[4])

---

[1]) Z. B. Po svima krajevíma, in allen Gegenden.

[2]) Skočiti = einen Sprung machen, skakati = springen.

[3]) Vgl. z. B. Kušar, Dalmatien („Öst.-Ung. Mon. in W. u. B."), S. 231 ff., Truhelka, Bosnien (ebenda), S. 371 ff.

[4]) Jagić, Archiv für südslav. Philologie, Bd. XVII, S. 85.

Der äußere Typus ist je nach den verschiedenen Existenzbedingungen, unter denen das Volk lebt, selbstverständlich verschieden. Als Extreme kann man einerseits die hochgewachsenen Einwohner der Lika und der Occupationsgebiete,[1]) andererseits die häufig kaum mittelgroßen Bauern Syrmiens betrachten, die einen gestählt durch den harten Kampf mit den oft sehr widrigen Verhältnissen des heimischen Bodens,[2]) die anderen zum Theile träge und verwöhnt durch den reichen Ertrag des gesegneten Landes, das sie bewohnen, welches ja schon bei den Römern den Ehrentitel deliciae mundi führte.

Es wird hervorgehoben, dass meist, namentlich bei den Likanern, die Männer schöner sind als die Weiber; die letzteren zeichnen sich in den unteren Savegegenden durch besondere Anmuth aus, so um Brod, Babinagreda, Striživojna, Crna und Kopanica.[3])

Der Štokavac ist im allgemeinen ernst, von gemessenem Gang und würdevollem Benehmen, „in Gesellschaft schmiegsam und gewandt, aber dabei misstrauisch, etwas träge und unwirtschaftlich.“[4])

Die Kajkavcen sind ein im ganzen mittelgroßes Volk mit helleren Augen, überwiegend blond, zugänglicher, von heiterem Gemüth und witzig. Überhaupt zeigt sich bei ihnen schon der durch das Slovenenthum hindurch wirkende Einfluss des Deutschen, so in den Liedern, die viel fröhlicher als die der Štokavcen und häufig von den steierischen kaum zu unterscheiden sind.

Die Čakavcen sind sehr hoch gewachsen, ein schöner Menschenschlag mit eigenthümlicher Wortbetonung, am Meer von italienischem Wesen berührt, vortreffliche Seefahrer, waren in früheren Zeiten gefürchtete Seeräuber.

Ein Angehöriger des serbocroatischen Volkes schildert es in folgenden Worten.[5]) Der Serbocroate „ist fast wie ein Italiener beredsam, besitzt rege

---

[1]) Nach Weisbach (Mitth. d. anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXV, S. 207) ist die durchschnittliche Körperlänge in Croatien und Slavonien 170·0 *cm*, in Dalmatien 170·8, in Bosnien 172·6. Etwas anders Glück in „Öst.-Ung. Mon. in W. u. B.“, Bd. Bosnien, S. 279. Vgl. Vipauz, Dalmatien (ebenda), S. 119 ff.

[2]) Dies bezieht sich hauptsächlich auf die Likaner und Hercegovcen, deren Land ja größtentheils verkarstet ist.

[3]) Rajacsich, Leben und Sitten der Südslaven, S. 186—192, Kramberger in der geogr. Zeitschrift „Globus“, Bd. XLVI, S. 42.

[4]) Staré. Die Croaten, S. 88, 91—93. Das Werk ist von der croatischen Kritik nicht günstig aufgenommen worden. Ich möchte auch den letzten Theil obigen Urtheils höchstens auf die Bewohner der fruchtbaren Ebenen angewandt wissen.

[5]) Rajacsich, S. 17.

Phantasie und daher Anlage zur Poesie, ist ziemlich heiter, dabei ruhig, voll Anhänglichkeit an sein Geburtsland, verschwenderisch und dem Trunke sehr ergeben, sorglos, faul und gutmüthig, freigebig, freiheitsliebend, treu, redselig, starrköpfig und zeitweise misstrauisch" — eine Charakteristik, der ich die Begabung für Musik hinzufügen möchte.[1])

Die ursprüngliche Gliederung des Volkes beruhte auf der Blutsverwandtschaft, und auf diese wurde daher und wird zum Theile noch viel Gewicht gelegt. In den Gegenden, wo die alten Ansichten und Gebräuche standhalten, kennt ein einfacher Bauer oft seine Verwandtschaft acht bis neun Glieder zurück und nach der Seite. Bei so großer Wertschätzung der Verwandtschaftsverhältnisse ist es nicht zu verwundern, dass auch ihre Nomenclatur eine sehr genaue ist. Krauß[2]) zählt nicht weniger als 73 verschiedene Verwandtschaftsgrade auf, die alle mit einem eigenen, streng bezeichnenden Namen belegt sind; der Vaterbruder heißt z. B. stric, der Mutterbruder ujak, weiblich strina und ujna ꝛc.

So bestand denn das Volk in den ältesten Zeiten aus Stämmen (plemena) und diese aus Sippen (bratstva, wörtlich Bruderschaften), die Sippen wieder setzten sich aus Familien oder Hauscommunionen[3]) zusammen. Die Institution der Hauscommunionen ist bei den Südslaven sicherlich uralt, und es lässt sich schwer begreifen, wie in Österreich eine Zeitlang die Ansicht aufkommen konnte, sie sei erst durch die Militärgrenze geschaffen worden. Im Gegentheil ist letztere mit ihren gewaltigen Anforderungen an die Wehrkraft der Grenzbevölkerung allein durch das Vorhandensein der Hauscommunionen ermöglicht worden.[4])

Heute hat die alte Geschlechtergliederung bei den auf österreichisch-ungarischem Boden wohnenden Serbocroaten natürlich schon ihre

---

[1]) Speciell für die Bosnier vgl. Lilek, Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. VI. (1000), S. 224 f.

[2]) Sitte und Brauch der Südslaven, S. 1—14.

[3]) Das reichste Material über die Hauscommunionen findet sich in den Antworten auf die herumgeschickten Fragebogen bei Bogišić, Zbornik sadašnjih pravnih običaja u južnih Slovjena, Agram 1874.

[4]) Schwicker, Gesch. d. Militärgr., Utješenović, Die Hauscommunionen der Südslaven, S. 26, 33 ff. Hier ist eine Verordnung des Hofkriegsrathes von 1807 abgedruckt, worin die Hauscommunionen ausdrücklich als uralte Volkssitte bezeichnet werden. Für Serbien vgl. Miličević, Glasnik srpsk. družtva etc., Bd. I/9, S. 158 ff., für Bosnien z. B. Truhelka, Bosnien („Öst.-Ung. Mon. in W. u. B."), S. 294 ff.

Bedeutung verloren, aber die Hauscommunion oder Zadruga[1]) ragte als ehrwürdiger Überrest aus längstvergangener Zeit noch bis in die letzten Jahrzehnte herein. Doch auch sie ist nun überall in voller Auflösung begriffen, und die mit unvernünftiger Hast betriebenen Theilungen führten mehrentheils zur Verarmung des Volkes, da es meist zu unerfahren ist, um in den schwierigeren und ungewohnten Verhältnissen der Einzelwirtschaft fortzukommen. Insbesondere ist die geheime Theilung ein großer Übelstand. Sie geschieht aus Furcht vor den Kosten einer gerichtlichen Theilung und zieht die Zersplitterung des Besitzes nach sich. So bildet sich hier gleichfalls ein früher fast unbekannter Stand, das ländliche Proletariat.[2])

Jede solche Zadruga hat einen gewissen Besitz an Land, Vieh, Häusern, der allen gemeinsam gehört und den Namen baština (Erbschaft), očinstvo, otčevina (Vatererbe) oder djedina (Ahnenerbe) trägt; in Syrmien heißt er temelj (vom griechischen θεμέλιον), in Zagorien korenika. Seine Verwaltung obliegt dem Hausältesten[3]), der gewöhnlich domaćin (etwa Hausvater), aber auch starješina (Ältester), gazda (türkisch = Hauswirt) oder kućeglava (des Hauses Haupt) genannt wird. Dieser ist jedoch nicht unbeschränkt, sondern bedarf für wichtigere Angelegenheiten der Zustimmung der erwachsenen Mitglieder der Zadruga.

Als man 1803 in der Militärgrenze in Bezug auf das Erbfolgerecht eine Verfügung der Grenzrechte durchführen wollte, wonach der Älteste als Hauptlehensträger, mithin als der eigentliche Eigenthümer des Gesammtvermögens gelten sollte, erhob sich alles dagegen. Man versicherte, dass die Hausgenossen von jeher sich als Miteigenthümer angesehen und ihren Stolz in die Gleichheit ihrer Rechte gesetzt hätten.[4])

Der Älteste ist also nur der Mandatar der Gesammtheit, aber als solcher genießt er bedeutende Vorrechte. Er treibt die Säumigen an, schlichtet Streitigkeiten, mietet und zahlt Arbeiter, verkauft und kauft das Nöthige, hat das Vermögen in Verwahrung und erhält von

---

[1]) Dies ist der officielle, nicht überall gebräuchliche Name. Man sagt dafür auch velika kuća, skupčina, družtvo, bratstvo. Krauß, l. c., S. 69, 71 f.

[2]) Utješenović hat diese Folgen richtig vorausgesehen. Sein Buch ist durch die Ereignisse überholt, denn es war eine Streitschrift für die Erhaltung der Hauscommunionen, aber es ist noch immer lesenswert.

[3]) Vgl. Bogišić, Zbornik, S. 29—32.

[4]) Vgl. Utješenović, S. 34 die oben erwähnte Verordnung des Hofkriegsrathes.

den übrigen Rechnung über ihren Verdienst und ihre Ausgaben. Er verrichtet endlich die feierlichen religiösen Handlungen im Namen der Zadruga und hatte auch das Haus gegenüber der Regierung zu vertreten.[1])

Die Würde ist ein Mittelding zwischen Wahl- und Erbherrschaft. Gewöhnlich legt der Domaćin mit dem sechzigsten Jahr seine Würde nieder und bestimmt dabei seinen Nachfolger, seinen ältesten Sohn oder seinen nächstjüngeren Bruder. Eine eigentliche Wahl hat da keinen Raum mehr, eine Anerkennung seitens der Hausgenossen muss indes, um den Act giltig zu machen, stattfinden. In besonderen Fällen kann der Älteste abgesetzt werden, wenn er sich unfähig zeigt oder Schande über das Haus bringt. In diesem Falle darf er seinen Nachfolger nicht bezeichnen, sondern es wird ein solcher gewählt,[2]) nach der bei den Südslaven sehr stark ausgebildeten Achtung vor dem Alter wohl immer der Nächstälteste.[3])

Dem Domaćin steht die Hausverweserin zur Seite, domaćica, seltener starješica, stopanica, in neuerer Zeit zuweilen gospodarica genannt, gewöhnlich seine Frau, manchmal jedoch auch eine andere Person.

Von großer Wichtigkeit ist ferner in einer solchen Hauscommunion die Reduša, Redara, die an der Reihe ist (red = Ordnung, Reihe). Sie hat während einer Woche die Hausgeschäfte, namentlich die Küche, zu besorgen. Daneben ist dann jedem Mitgliede der Zadruga sein bestimmter Wirkungskreis zugewiesen, aus dem er nicht selbständig austreten darf. Privatvermögen besitzt der einzelne der Regel nach nicht, doch kommt es vor, dass der eine oder der andere dennoch specielle Ersparnisse macht, z. B. wenn er sich über Winter mit Erlaubnis der Zadruga auswärts in Arbeit begibt. Doch scheint dies schon eine spätere Entwicklungsphase darzustellen, denn in den Gegenden, wo die Dinge noch am alterthümlichsten sich erhalten haben, in den Bocche, der Hercegovina und Montenegro, fasste man die Sache so auf, dass kein anständiger Zadrugar (Mitglied einer Zadruga) Geld oder dergleichen für sich erwerben könne.[4])

Die Wohnungsverhältnisse sind kurz folgende. Das eigentliche Haus, ein umfangreicheres Gebäude, steht in der Mitte. Hier wohnt gewöhn-

[1]) So besonders in Serbien. Miličević, l. c., S. 147 ff.
[2]) Rajacsich, S. 5.
[3]) Bogišić, Zbornik, S. 34—38. Vgl. Truhelka, a. a. O., S. 294 f.
[4]) Bogišić, Zbornik, S. 83. Für Bosnien Truhelka, a. a. O., S. 296.

lich der Älteste mit seiner Familie, das Haus heißt ognjište (Feuerstelle) und umfasst auch die große Stube, in der man sich versammelt. Daran sind kleinere Häuschen oder Kammern angebaut, in denen die einzelnen Familien leben. Sie heißen kiljeri (κελλιον, cella), kleti, klijeti, im Požeganer Comitat štala (Stall), in Syrmien pojatke, vajate, ajat, kamra.[1]) Hinter diesen Häusern beginnt der Hof und der Garten mit Obst-, vor allem (namentlich in Slavonien) Zwetschkenbäumen,[2]) die zugleich dem Geflügel als Steige dienen.

Besprechungen, Abendunterhaltungen, Festlichkeiten werden stets in der erwähnten großen Wohnstube im ognjište veranstaltet, da die kiljeri kaum mehr Platz, als zum Nachtlager nöthig ist, gewähren.

Die Entstehung einer Hauscommunion geht auf das Princip zurück, dass sich die Söhne eines Vaters nicht trennen, sondern das väterliche Erbe gemeinschaftlich unter der Oberhoheit des ältesten Bruders weiter bewirtschaften. Innerhalb einiger Generationen kann denn die Mitgliederzahl eine recht ansehnliche werden. Die Angaben darüber stimmen nicht überein. Rajacsich nimmt als obere Grenze 80 Köpfe an, Krauß meint, dass sich in unserem Jahrhunderte kaum eine Hauscommunion von 70 Mitgliedern nachweisen lasse,[3]) Karadžić führt eine solche von 62, Milićević eine von 37 Seelen auf, Wlislocki erwähnt für die Gegenwart eine ebenso zahlreiche in der Ortschaft Sonta im Bácser Comitat,[4]) Truhelka nennt die Zahl 50 etwas Gewöhnliches. Utješenović behauptet, dass sie regelmäßig nur 10 bis 12 Personen umfassten, gibt aber dann doch selbst zu, dass solche von 50 bis 60 Personen vorkamen.

Von der Theilung der Zadruga zu sprechen oder sie gar zu fordern, galt als schwere Sünde, von einer ist bezeugt, dass in ihr der feste Glaube herrschte, wer zuerst von einer Theilung spräche, der

---

[1]) Krauß, S. 73 ff., Rajacsich, S. 3. Für Bosnien und die Hercegovina vgl. noch Truhelka, a. a. O., S. 328 ff., wo indes bloß Häuser für Einzelfamilien gemeint sein dürften. Für Dalmatien ebenda, S. 136 f.

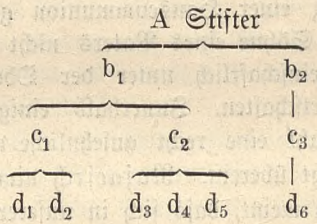
[2]) Bei Pleternica unweit Požega gab es einen Garten mit 11.111 Zwetschkenbäumen. Kramberger, Globus, Bd. XL, S. 42.

[3]) Offenbar gestützt auf Bogišić, Zbornik, S. 10—11, wo eine Zadruga von 70 Köpfen für Gacko bezeugt ist. In dem von mir benützten Exemplar des Werkes von Krauß in der Wiener Universitätsbibliothek findet sich am Rande auf S. 75 eine Anmerkung von ungenannter Hand, dass sich in Serbien im Užicer Kreis erst im Jahre 1886 die Zadruga Tubić getrennt habe, die ohne Weiber und Kinder 150 Köpfe zählte, was kaum glaublich ist.

[4]) Österr.-Ungar. Revue 1897, S. 26, Truhelka, a. a. O., S. 294.

müsse sogleich sterben,[1]) und wahrlich rührend ist die Erzählung bei Miličević über die Trauer und Gewissenspein, mit welcher die Theilung seiner eigenen zu zahlreich gewordenen Zadruga zur Zeit seines Urgroßvaters vorgenommen wurde.[2])

Bei einer solchen Theilung kann nun nach zwei Principien vorgegangen werden. Entweder jedes erwachsene männliche Mitglied bekommt gleichen Antheil, oder es wird nach „Gliedern" (koljena) der Verwandtschaft getheilt. In letzterem Falle betrachtet man die Sache so, als ob noch die Söhne des ursprünglichen Stifters der Gemeinschaft lebten und die Theilung unter ihnen stattfände. Es bleibt dann gleichgiltig, wie viel Nachkommen jeder dieser Söhne hat.



d_6 erhält demnach ebensoviel als alle fünf anderen seiner Generation zusammen.

Obige zweite Art wird durch eine Nachricht aus Dalmatien als die daselbst gebräuchliche bezeichnet.[3])

Andere Stimmen von dort führen diese Art der Theilung lediglich auf den Artikel VIII. des ungarischen Landtagsgesetzes vom Jahre 1840 zurück, welcher als unerhörter Eingriff in die alte (also gegentheilige) Volkssitte empfunden wird.[4]) Danach würde sich also das, was Magud und Krauß[5]) als Volksbrauch betrachteten, nur als Folge jenes Gesetzes herausstellen. Ich weiß jedoch nicht, ob dies die richtige Lösung des Widerspruches ist.

---

[1]) Miličević, a. a. O., S. 146, A. 3.

[2]) Ebendort, S. 156/57.

[3]) Bericht des Capitäns Magud bei Bogišić, Zbornik, S. 333—335.

[4]) Utješenović, S. 224, 270, vgl. auch S. 174 f. Vgl. dazu die Antwort aus Stubica im Zbornik, 333 und 25, wo dieser Theilungsmodus nach koljena geradezu als Folge des Gesetzes und gegen das Herkommen verstoßend bezeichnet wird. Für Bosnien vgl. Truhelka, a. a. O., S. 306, wo die Theilung nach der Zahl der zur Zeit vorhandenen Brüder geschieht; die unverheirateten Schwestern haben Anrecht auf einen halben Manneestheil.

[5]) Sitte und Brauch, S. 121.

Erbberechtigt sind nach südslavischer Volksanschauung allein die Söhne, während die Töchter lediglich auf Aussteuer Anspruch haben;[1]) überhaupt tritt das Weib, wie das ja auf primitiveren Culturstufen überall der Fall ist, gegenüber dem Mann an Rechten sehr zurück. Charakteristisch ist das Sprichwort:

Muž glava	Der Mann ist was,
a žena trava.	Das Weib nur Gras.

Selbst jetzt noch soll das Weib eigentlich nicht an demselben Tisch mit dem Manne essen, was bei den Serben, die an dem Althergebrachten überaus zähe festhalten, ziemlich streng beobachtet wird.

Entsprechend jenen Anschauungen hatte der Mann in früherer Epoche vollständiges Verfügungsrecht über die Frau.[2])

Die crassesten Folgen dieses Verhältnisses wurden durch das Christenthum gemildert, und in unserer Zeit sind die bürgerlichen Gesetze an der Arbeit, die erwähnten Anschauungen zurückzudrängen und sich allgemach im Volksbewusstsein an ihre Stelle zu schieben.

Aber die Geringschätzung des Weibes, ein Überbleibsel aus Tagen, in denen bei stetem Kriegszustande naturgemäß nur kriegerische Kraft Geltung verlieh, hindert nicht, dass andererseits in zahlreichen Volksliedern das Verhältnis zwischen Mann und Weib sehr zart aufgefasst wird, die Geliebte wird nicht weniger angebetet und gehätschelt als bei anderen Völkern,[3]) das Weib freilich wird — geprügelt. Eigenthümlicherweise soll die Frau sich vernachlässigt fühlen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit ihre Schläge erhält, da diese meist als bloßer Ausfluss der Eifersucht, also als Zeichen von Liebe betrachtet werden.

*

Es ist selbstverständlich, dass das Zusammenleben so vieler Menschen in einem Haushalt, wie es die Hauscommunionen bedingen, seine besonderen Wirkungen auf das Dasein eines Volkes ausüben muss.

---

[1]) Bogišić, Zbornik, S. 134 f. Häufig erhalten sie wohl noch ein oder das andere Stück Vieh. Vgl. ebenda, S. 215 ff.

[2]) Auch jetzt ist es noch ausgedehnt genug. Vgl. Bogišić, Zbornik, passim, Krauß, Mitth. d. anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XV, S. 101.

[3]) Charakteristisch dafür ist ein neueres Volkslied bei Baldo Melkov Glavić (Narodna biblioteka, Bd. XXV), I. Abth., Nr. 20, S. 123, welches schon ganz die schwärmerische Sentimentalität zeigt, die dieses Verhältnis bei uns Deutschen kennzeichnet. Vgl. die Übersetzung davon in der Österr.-Ungar. Revue 1899, S. 181 f.

Zunächst brachte es eine Arbeitstheilung innerhalb der Communion mit sich, welche die einzelne Communion sozusagen gänzlich unabhängig machte. Jede erzeugte in ihrer Mitte alles, was sie brauchte, sie erbaute sich selbst ihre Häuser, verfertigte die Geräthe, bestellte den Acker, verarbeitete die Rohproducte, bereitete selbst die Kleiderstoffe u. s. w., es war eine kleine Welt für sich.

Das einzige Handwerk, für welches sich ein eigener Stand gebildet hatte, war das der Schmiede. Aber diese waren in den Zeiten, als der Geschlechtsverband noch lebendig war, aus ihm ausgeschlossen und durften nur untereinander heiraten.[1])

Sonst gab es zwar, wie erwähnt, eine Arbeitstheilung in der Hauscommunion, doch nicht im Volke, und überdies war sie nicht so scharf durchgeführt, wie es bei der Ausbildung von Ständen geschieht.

Die Folge war, dass der Bauer allerdings mancherlei Geschicklichkeiten in sich vereinigte, dass sich indes die Kunstfertigkeit in den verschiedenen Zweigen nicht über eine gewisse Stufe erheben konnte, da die Specialisierung fehlte.

Umsomehr leistet das Volk in der Hausindustrie, ähnlich wie die Huzulen. Die Männer zeichnen sich im Schnitzen, die Weiber im Spinnen und Sticken aus. Die Messerschmiede von Legrad waren früher berühmt.[2]) Als eine wertvolle und interessante Erscheinung müssen die „geschnitzten Häuser" erwähnt werden, welche vordem im ganzen Gebiete des Volkes häufiger waren, heute aber im Verschwinden begriffen sind. Das schönste dieser Art steht gegenwärtig in Erdevik in Syrmien.[3])

Die Weiber verfertigten bis vor kurzem die gesammte Kleidung für das Haus mit Ausnahme der Hüte, die schon seit längerer Zeit in den Städten gekauft werden. Linnen, manchmal prachtvoll gestickt, kunstreiche Teppiche, Handtücher u. dgl. sind die Hauptgegenstände dieser Industrie. Auch die Farben, mit denen die Stoffe gefärbt wurden, bereiteten die Frauen im Hause und zwar viel glänzender und haltbarer, als es in den Fabriken geschieht.[4])

---

[1]) Krauß, S. 41. Ähnlich ist es z. B. bei den Somali am Osthorn von Afrika.

[2]) Gönczi, Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn, Bd. IV, S. 206/7, Fig. 22.

[3]) Kramberger, Globus, Bd. XLVI, S. 203.

[4]) Kršnjavi, Croatische Revue 1886, S. 102—108, Csaplović, Slavonien, Bd. I, S. 112 ff. Die Art der Zubereitung siehe Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. V, S. 434/5, Grgjić-Bjelokosić.

Das meiste von alledem ist mit dem Aufhören der alten Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung in raschem Absterben, die Kunstfertigkeit verliert sich, an Stelle der mühsam gewonnenen Producte der Hausindustrie treten in immer höherem Maße die billigen, freilich des öfteren auch minderwertigen Erzeugnisse der Fabriken, minderwertig in Bezug auf Dauerhaftigkeit, nicht selten in Bezug auf Geschmack.[1])

Die bunten nationalen Trachten,[2]) die allerdings bei dem serbocroatischen Volke nicht einheitlich sind, sondern außer den natürlichen localen Abweichungen überall den Einfluss der nächsten Grenzvölker (Deutsche, Magyaren, Türken, Albanesen) deutlich aufweisen, sind dort, wo sie unmittelbar mit der westeuropäischen Mode zusammentreffen, stark im Rückgange. Das gilt vor allem von Slavonien, zum Theile ebenso von Croatien.

Viele Landmädchen tragen dort heute schon Sammtstiefeletten, namentlich wenn sie in die Stadt gehen; der früher allgemein gebräuchliche Schmuck von Gold- und Silbermünzen, welche an Schnüren um den Hals getragen wurden und oft den ganzen Besitz des Mädchens ausmachten, ist jetzt in Syrmien und Slavonien kaum mehr zu sehen, wohl auch in Croatien wenig. Das abgelegenere Dalmatien und Bosnien bewahren hierin gleichfalls das Alterthümliche länger.

So gewinnt denn die Entnationalisierung in Sitte und Tracht fortwährend an Terrain. Es ist dies ein mit allen seinen guten und bösen Folgen nothwendiger und unaufhaltsamer Process: die Assimilierung eines bislang isoliert und unter exceptionellen Verhältnissen lebenden Volkes mit den west- und mitteleuropäischen Anschauungen und Gewohnheiten.

Eigenthümlicherweise sind hier die Frauen, welche sonst infolge ihres abgeschlosseneren Daseins und ihrer größeren Gebundenheit an die heimatliche Scholle im allgemeinen das conservativere Element im Volksleben darstellen, diejenigen, welche in ihrer Modesucht am meisten zur Zerstörung der früheren Verhältnisse beitragen.

---

[1]) Was diesen betrifft, sollen nach dem Urtheile Sachverständiger z. B. auch die Producte englischer und amerikanischer Fabriken, die heute in der Levante die Eigenerzeugnisse des Landes verdrängen, den letzteren weit nachstehen.

[2]) Vgl. Csaplović, Slavonien, Bd. 1, S. 98 ff., Starè, S. 147 ff., Kramberger im „Globus", Bd. XXXIX—XLVI passim, Rajacsich, S. 53—78, Krauß, Sitte und Brauch, S. 90 ff., Truhelka in Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. IV, S. 515 ff. und „Bosnien", S. 314 ff., Hovorka E. v. Zderas, Sitzungsberichte der anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XXVIII, S. 14 ff., Danilo u. a. in „Dalmatien" („Öst.-Ung. Mon. in W. u. B."), S. 173 ff.

Das slavonische und syrmische Mädchen leistet hierin Besonderes. Zwar das unmäßige Schminken, welches trotz aller Bemühungen unausrottbar zu sein scheint, ist eine alte Unsitte, aber neu hinzugekommen ist die Vorliebe für Spitzen; auf keinem Markte darf ein Spitzenhändler (cipkar) fehlen, sein Zelt ist stets im Belagerungszustande.

Natürlich bleibt der Spott darüber nicht aus, wie mehrere Liedchen zeigen:

Ajde, care, pogodi	Rathe, Kaiser, lieber Herr,
Zašto žito nerodi	Was gedeiht das Korn nicht mehr?
Ah, kako će da rodi,	Die Tunique ist schuld daran,
Tunika je u modi,	Dass das Korn nicht reifen kann;
Dok tunike nije bilo	Als die noch nicht Mode war,
Žito još je sve rodilo.	Da gedieh es Jahr für Jahr.

Oder:

Meni moji govore,	Mir versprechen meine Leute,
Da će prodat volove	Die Ochsen zu verkaufen heute,
Da mi kupe tri tunike	Da ich drei Tuniquen brauch'
J suknje u cvikle.	Und 'nen Zwickelrock doch auch.

So wenig aber Spott und Strafen seinerzeit den Eroberungszug des Tabaks durch Europa zu hindern vermochten, so wenig ist irgendein Widerstand fähig, den angedeuteten Process zum Stillstehen zu bringen. Desto eifriger muss man danach streben, das Volk wirklich genau zu studieren, solange es noch einen Theil seiner Eigenthümlichkeit besitzt. Kommen doch sogar schon aus Bosnien Stimmen, welche es auch für dieses Land als hoch an der Zeit bezeichnen, dass man die Volkssitte kennen lerne.[1])

*

Das alltägliche Leben des serbocroatischen Landmannes geht äußerlich denselben Gang wie das jedes anderen Volkes, sieht man aber näher zu, so merkt man bald, dass auch dieses Alltagsleben bei jedem Volke durch die Verschiedenheit der Sinnesart eine specifische Färbung erhält, und da ist nun der serbocroatische Bauer ein ganz besonderer Künstler in der Erdichtung aller nur denkbaren mystischen Zusammenhänge zwischen dem Menschen und der Natur.[2]) Es gibt wohl keinen Handgriff, bei dem nicht gewisse Vorsichtsmaßregeln angewandt werden sollen, um Unglück zu verhüten oder das Glück herbeizuzwingen,[3]) die unsichtbaren und unfassbaren Mächte, die um uns schweben, um uns

[1]) Lilek, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. IV, S. 401.

[2]) Vgl. Bratranek, D. mähr. Volkslied, Österr. Revue 1865, Bd. III, S. 50.

[3]) Krauß, Ztschr. d. Ver. f. Völkerkunde, Berlin 1892, Bd. II, S. 183.

weben, wollen stets beachtet, gewonnen oder beschwichtigt sein. Jedes Wort kann Glück oder Unglück bedeuten, jeder Blick, jeder böse Wunsch, aber ebenso jedes Lob, jede Bewunderung kann Unheil zufügen. Der bewundernde Blick von Mädchen vermag schönen jungen Burschen den Tod zu bringen.[1])

Die Natur ringsum ist belebt. Thiere und Pflanzen können Seelen haben und heißen dann sjenovit. Einen solchen Hahn erwähnt Vrčević in einer seiner trefflichen Volksgeschichten.[2]) Die Thiere haben ihre eigene Sprache und sind häufig hellsehender für die Zukunft als die Menschen. Viele haben das zweite Gesicht, und hierfür werden namentlich Pferd, Wolf, Hase, Rabe, Kuckuck, Krähe und Eule oft genannt.[3]) Eine hervorragende Rolle spielen im Volksglauben die Schlangen, die eine Art von Staat bilden und ein Oberhaupt besitzen, welches den Namen haždaja führt. Während die meisten den Menschen feindlich sind, gibt es eine Art, glavor, welche dem Menschen wohl will und böse Schlangen vertilgt. Die weiße Hausschlange (kućavica) bringt Glück und darf nicht getödtet werden.[4]) Unter den Pflanzen sind besonders die Bäume „sjenovit" (ein Glaube, der sich auch bei den Germanen und anderen Völkern findet), und daher kann ein mystischer Rapport zwischen ihnen und den Menschen hergestellt werden, man überträgt Krankheiten, Beschreiung 2c. auf einen Baum, wodurch man selbst ihrer ledig wird.[5])

In engem Zusammenhange mit der Belebtheit der Natur steht der Glaube an die Vilen, wohl die einzige mythologische Gestalt der südslavischen Volksreligion, von der reichere Kunde zu den nichtslavischen Völkern gedrungen ist; es ist aber vielleicht auch der poetischeste Gedanke des ganzen Systems. Freilich sind die Vilen wie die Geister des germanischen Heidenthums durch den Einfluss des Christenthums etwas herabgedrückt und hie und da fast den Hexen gleichgestellt worden, wie sich das in einzelnen Erzählungen von ihnen bekundet.

Sonst wurden sie als Wassergeister aufgefasst, Krauß sieht neuerdings in ihnen Baumseelen; sie werden auf Buchenzweigen geboren

---

[1]) Krauß, Volksglaube u. relig. Brauch bei den Südslaven, S. 41/2.

[2]) Narodne pripovjetke, S. 90, A. 1. (Narodna biblioteka, Bd. XXVI.)

[3]) Krauß, Ztschr. d. Ver. f. Völkerk., Bd. II, S. 178.

[4]) Vgl. Hovorka E. v. Zderas, Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. III, S. 54—60, Lilek, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. IV, S. 440.

[5]) Krauß, Volksglaube, S. 35 ff. Beschwörungsformeln S. 45 ff. Die wichtigsten Handlungen bei Beschwörungen u. dgl. müssen ganz nackt geschehen, S. 55.

und von ihren Müttern in Laub gehüllt und zwar gewöhnlich, wenn feiner Regen bei Sonnenschein fällt. Ihr Leben ist nach dieser Auffassung mit dem Baum, den sie bewohnten, untrennbar verknüpft, sie sterben zugleich mit ihm.[1])

Die Vilen werden als sehr schöne Frauen vorgestellt mit heller Gesichtsfarbe und bis auf die Erde reichendem röthlich-gelben Haar,[2]) sie haben Flügel, die aber unsichtbar sind. Gelingt es jemand, diese zu rauben, so ist die Vila ganz in seiner Gewalt. Wer jedoch kein zweites Gesicht hat (und das haben bloß Dienstags- und Sonntagskinder), sieht die Vilen nicht, außer wenn er alle Kleider umgekehrt anzieht. Freitagskinder und Rothhaarige sehen sie niemals. Wer besonderes Glück hat, kann sich mit ihnen verbinden, ja sie sich zur Wahlschwester machen,[3]) und sie nehmen sich dann der Verbündeten treu an; die meisten Helden der Volkslieder sind mit ihnen verbrüdert, so Kraljević Marko, der im Kampfe gegen den Arnauten Musa Kesedžija allein seiner Wahlschwester Vila die Rettung verdankt.[4]) Man kann sich mit einer Vila sogar vermählen, nur haben solche Ehen gewöhnlich keinen Bestand.[5]) Das Beispiel einer derartigen angeblichen Vilenheirat aus neuester Zeit bei Krauß[6]) zeigt, wie tief der Glaube an jene geheimnisvollen Wesen auch heute im Volke wurzelt, ebenso die folgende Thatsache. Der Knez (Vorstand) des Dorfes Jesenaš nördlich von Daruvar erzählte vor wenigen Jahren, er kenne einen jungen Mann, der eine Vila gesehen habe; sie sei überaus schön gewesen, aber der Jüngling habe davon das Fieber bekommen und sieche seitdem dahin.[7]) In anderen Gegenden dagegen ist der Glaube an diese Gestalten vollständig im Schwinden, so z. B. auf Sabioncello, wo man behauptet, die Vilen seien „ausgewandert oder ausgestorben". Zugleich beweist die ebendort vorkommende Ansicht, dass sie Mädchen mit Eselsfüßen seien, wie sehr schon die ursprüngliche Gestalt des Glaubens hier verloren gegangen ist.[8])

---

[1]) Krauß, Volksglaube, S. 69—109, speciell 91. Ähnlich neuestens Vilek (Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. VI (1900), S. 212 f.), nach welchem die Vilen aus dem schleimigen Thau entstehen, der sich über Nacht auf der Herbstzeitlose bildet, und sich bloß von Thau nähren.

[2]) In Slavonien wird das Haar dunkel gedacht, in Bosnien goldig.

[3]) Krauß, Volksglaube, S. 123—127.

[4]) Vuk Stef. Karadžić, Nar. pjesme, Bd. II, Nr. 28.

[5]) Krauß, a. a. O., S. 207/8.

[6]) A. a. O.

[7]) Kramberger, Globus, Bd. XLI, S. 378.

[8]) Hovorka E. v. Zderas, Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. III, S. 300.

Die Vilen wurden ursprünglich nackt, nur von ihrem langen Haar oder Laub bedeckt gedacht, jetzt meint man, sie seien mit einem langen weißen Hemd bekleidet, um die Lenden einen breiten rothen Seidengürtel; gewöhnlich wenn sie gesehen werden, waschen sie ihre Hemden, oder sie tanzen den berühmten Vilenreigen.

Wen sie dabei zum Tänzer annehmen, der darf, wenn ihm sein Leben lieb ist, nichts davon erzählen.[1])

Die Vilen sind die größten Heilkünstlerinnen, und von ihnen haben die Zauberer und Hexen ihre Kenntnisse. Ein Mann, der von ihnen als Knabe aufgezogen wurde oder später eine Zeitlang bei ihnen lebte, führt den Namen vilenjak und ist meist ein Zauberer. Die Bezeichnung für Hexenmeister ist vračar, vidar, in Bosnien stuha, wenn er ledig, vještac, višćac, wenn er verheiratet ist; die Hexe heißt vračarica, vidarica, vještica, auch činilica, čaratica, vježa, višća.[2])

Im ganzen spielen die Hexen im Volksglauben eine viel größere Rolle als ihre männlichen Zunftgenossen.

Sie haben einige Orte, an denen sie sich gerne versammeln, so bei dem Dorfe Molovina in Syrmien, auf dem Petrov vrh, einem Berge bei Daruvar, auf den Berggipfeln Ivančica (südlich von Warasdin), Kalnik (nördlich von Kreutz) und Klek (bei Ogulin), in den Schluchten Postijenke und Mrčevac bei Ragusa.

Sie haben Bärte, aber sicher kann man sie doch nur an bestimmten Tagen (so zu Weihnachten) und mit besonderen Mitteln erkennen. Ihre Gemüthsart ist gar bös, sie fressen den Menschen die Herzen aus, bringen Säuglinge um und zaubern Kindern und Erwachsenen alle möglichen Krankheiten an. Oft fahren sie des Sommers zur Mittagszeit als scharfer Wind über den Weg hin, und wen sie schlafend antreffen, der wird schwer krank.[3])

Im übrigen werden die gewagtesten Kunststücke von ihnen erzählt. So behauptet ein Bauer in Slavonien, er habe mit eigenen Augen ein altes Weib, welches eine Hexe war, gesehen, wie es sich in einen

---

[1]) Die Vilen spielen in der gesammten Volkspoesie eine außerordentlich wichtige Rolle und werden auch in der modernen Kunstdichtung als poetische Figuren viel angewandt.

[2]) Lilek, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. IV, S. 489, und Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. VI, S. 208 f. Statt čaratica würde man čaralica erwarten.

[3]) Hovorka E. v. Zderas, Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. III, S. 88.

Wolf verwandelte, ein Schaf verschlang und dann, nachdem es sich im Grase überschlagen, wieder als Weib aufstand und davongieng.[1])

Hierin zeigt sich vielleicht schon eine Andeutung von dem engen Verhältnis, in dem der Glaube an Hexen zu dem an Werwölfe und Vampyre steht: Hexen werden nach ihrem Tode, namentlich wenn sie ohne Beichte sterben, Vampyre (vukodlak).[2]) Einen solchen kann man nur durch das Eintreiben eines Weißdorns in den Leichnam desjenigen, der als Vampyr herumschweift, unschädlich machen.[3]) Ein besonders zugerichtetes Igelherz, ferner Knoblauch bieten einigen Schutz gegen seine Angriffe.[4])

In nahem Zusammenhang mit den Hexen steht die Mora (Trut, Alp). Das sind gewöhnlich böse Mädchen, Töchter schlechter Mütter, die ihren Geist als Alp über Männer und Weiber senden; nach der Verehelichung werden sie Hexen. Gelingt es, eine solche Mora, die in der Regel als schwarze Henne oder dergleichen erscheint, zu fangen und irgendwo einzusperren oder aufzuhängen, so entpuppt sie sich am Morgen meist als nacktes junges Mädchen.[5]) Der Mora entspricht im Männlichen der Stuhać. Gegen diese Plagegeister hilft die Panacee Knoblauch und noch einiges andere, was zu unappetitlich ist, um hier genannt zu werden.[6])

Einige andere Gestalten des Volksglaubens, wie der Kosac, ein Gespenst in Gestalt „eines mit fauligem Blute gefüllten Menschenbalges", der mit ihm identische Tenjac, der Lorco, welcher nur als Thier erscheint, etwa als Pferd und dann den Reiter auf einem Dach oder einer Kirchthurmspitze absetzt,[7]) seien hier bloß kurz erwähnt, ebenso

---

[1]) Vgl. Krauß, Mitth. d. anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XIV, S. 13.

[2]) In Bosnien herrscht der Glaube, der auch sonst verbreitet ist, dass jeder Todte, über den ein Thier gegangen oder gesprungen ist, zum Vampyr wird. Lilek, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. IV, S. 403, 490. Für gewöhnlich muss das Thier ein Hund oder eine Katze sein. Krauß, Croatien-Slavonien, S. 119, vgl. dazu Lilek, Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. VI, S. 211 f.

[3]) Vgl. Krauß, Croatien-Slavonien, S. 122, Lilek, a. a. O., S. 212.

[4]) Lilek, Wiss. Mitth. aus Bosn. u. d. Herc., Bd. IV, S. 490.

[5]) Hovorka E. v. Zderas, Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. III, S. 88 f.

[6]) Lilek, a. a. O., S. 487.

[7]) Hovorka E. v. Zderas, Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. III, S. 84 ff., 301 f. Nach Lilek, Ztschr. f. österr. Volksk., Bd. VI, S. 211, wird der Vampyr in Bosnien nicht selten „von Blut angeblasen wie ein gefüllter Schlauch" gedacht; er hat „kein Gerippe, ist zottig und zerzaust" 2c. Danach dürften der Kosac und der Tenjac gleichfalls mit dem Vampyrismus zusammenhangen; vgl.

Sreća und Nesreća (Glück und Unglück)[1]) und die Schicksalsschwestern, die Rodjenice, Sudjenice oder Usude,[2]) welche letztere dem Menschen bei seiner Geburt das Schicksal bestimmen.[3])

Etwas ausführlicher glaube ich von der Kuga (Pest) sprechen zu sollen. Es ist begreiflich, dass die Personification dieser Krankheit, die durch so lange Zeit eine der furchtbarsten Geißeln des Volkes war, in des letzteren Glauben eine große Rolle spielt. Man nennt sie, um nicht ihren wirklichen Namen aussprechen zu müssen, denn das könnte nach der früher einmal angedeuteten Anschauung schon Unheil bringen, kuma (Gevatterin), smrt (Tod)[4]) oder morija (Mörderin)[5]). Sie wird als Weib von abschreckender Häslichkeit geschildert, hie und da werden auch mehrere (zwei bis sieben) Pestfrauen erwähnt. Sie sind gegen Wohlthäter dankbar, fürchten Hunde und Katzen, lassen sich herbeirufen und wegzaubern. Aus Slavonien ist der Brauch bezeugt, dass, um sie wegzubannen, zu Neumond an einem Sonntag zwölf Burschen und ebensoviele Mädchen mit einem Pflug vor das Dorf gehen, sich ganz nackt ausziehen,[6]) in das Joch spannen und so siebenmal in derselben Furche das Dorf umpflügen, wobei jeder frivole Gedanke vermieden werden muss. (Schluss folgt.)

„Dalmatien" in „Öst.-Ung. Mon. in W. u. B.", S. 127. Hierher ist auch der Drek oder Drekavac zu rechnen (Lilek, a. a. O., S. 212), der den Menschen durch nächtliches Geschrei erschreckt.

[1]) Krauß, Mitth. d. anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XVI, S. 102 [39].

[2]) Vgl. Krauß, Südslavische Märchen, Bd. II, Nr. 52, 104, 105.

[3]) Nr. 52 zeigt schon das Zurückweichen der heidnischen Ansicht, denn das Märchen endigt mit der Moral: Nicht die Usude, sondern Gott selbst bestimmt das Geschick. Vgl. Starè, Die Croaten, S. 119 f.

[4]) Man möge hieraus zugleich ersehen, wie gefürchtet diese Krankheit war und zum Theile noch ist, da man lieber den Tod, den man doch auch dadurch herbeirufen könnte, nennt als sie.

[5]) Vgl. Krauß, Mitth. d. anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. XIII, S. 156, Volksgl., S. 56 ff.

[6]) Vgl. oben S. 281, A. 5., Krauß, Volksgl., S. 66 f.

Österreich in der „Göttlichen Komödie".

Von **Julius Mucha.**

Mit einer Kartenskizze und einer Illustration.

Graz. (Schluss.)

Und nun gäbe es noch einen dritten Beleg von Dantes Anwesenheit in unseren Bergen — viel angefochten, hinweggewitzelt oder gar in drolliger Prüderie puritanisch streng abgewiesen: jene zuerst in einem alten Pergamentmanuscripte entdeckte Canzone an Amor, die in die seltene Ausgabe der lyrischen Gedichte Dantes von 1527 Aufnahme gefunden. Und warum der Streit? Weil sie auf ein zartes Verhältnis schließen lässt! Du lieber Himmel! Warum hätte sich der phantasievolle Dichter, der für jegliches Schöne in Kunst und Natur so empfänglich gewesen, einer ästhetischen Huldigung von Frauenreiz in dem daran überreichen Trentino entziehen sollen? Das hieße doch nur, bei aller Heilighaltung von Beatricens Andenken menschlich fühlen, und das hat er nach eigenem Geständnisse im „Convito" nie verlernt.

Lässt er sich doch im XXXI. Capitel des „Fegefeuers" von Beatrice selbst vorwerfen:

„. . . wie konnte da ein andres
Sterbliches Ding noch Dein Verlangen wecken?
Nicht durften Mädchen Dir noch Eitelkeiten,
Die nutzlos rasch vergeh'n, die Flügel hemmen."

Und noch deutlicher redet ein Brief an seinen Gönner Malaspina, beginnend: „Wie ein herniederfahrender Blitz erschien mir ein Weib, meinen Wünschen in Sitten und Stand völlig entsprechend" — mit dem Schlusse: „In meinem Herzen thront also die Liebe, und keine Kraft, keine Tugend widersetzt sich ihr. In welcher Weise sie mich aber beherrscht, möget Ihr aus dem ersehen, was ich gegenwärtigem Briefe beilege." Diese Beilage soll nun eben jenes Gedicht gewesen sein. Unter seinen Anfangsworten: „Amor dacchè convien pur, chio mi doglia" in der italienischen Literatur berühmt geworden, hat es für uns namentlich in den Schlussversen erhöhte Bedeutung:

„Così m'hai concio, amore, in mezzo l'alpi,
Nella valle del fiume,
Lungo il qual sempre sopra me sei forte:

Qui vivo e morto, come voi, mi palpi;
Mercè del fiero lume,
Che folgorando fa via alla morte.

O montanina mia canzon, tu vai,
Forse vedrai Fiorenza la mia terra;
Che fuor di se mi serra
Vota d'amore, e nuda di pietate:
Se dentro s'entri, va dicendo: Omai
Non vi può fare il mio signor più guerra:
Là ond' io vegno una catena il serra;
Talchè se piega vostra crudeltate,
Non ha di ritornar qui libertate! . . ."

Zu deutsch nach Kannegießer, allerdings gegen das Original etwas holperig:

„So thust im Alpenschoß Du, Amor, mir
In jenes Flusses Thale,
Längs dem stets unter Deiner Macht ich stehe.
Rett' oder tödte, wie Du willst, mich hier
Mit jenem grausen Strahle,
Dass Blitzgeschoss Bahn bricht dem Todeswehe.

O mein Gebirgsgesang, Du gehst, wohlan,
Geh nach Florenz auch in mein Vaterland,
Das mich von sich verbannt,
Ohn' irgend Lieb' und Mitleid zu gewähren;
Sprich, wenn Du hinkommst: Mein Gebieter kann
Jetzt nicht mehr waffnen gegen Euch die Hand;
Dort, wo ich herkomm', fesselt ihn ein Band,
Dass, wenn auch mild nun Eure Herzen wären,
Er nicht mehr Freiheit hat zurückzukehren!"

Ist in diesen Versen auch alles nur angedeutet, so lässt es doch auf jene schönen Tage behaglicher Muße im Etschthale schließen, die nun leider ein gar rasches Ende erfahren sollen.

Heinrich von Luxemburg wird deutscher Kaiser und kommt über den Mont Cenis zur Krönung nach Italien. Dante, in ihm die Personification seines Ghibellinenideals erblickend, begrüßt ihn in einem begeisterten Schreiben, verfasst an der Arnoquelle in der Landschaft Casentino, wo wir den Nimmermüden also 1311 zu suchen haben; dann reist er Heinrich VII. in patriotischer Ungeduld bis Mailand entgegen: jetzt oder nie muss die Italien zerfleischende Zwietracht schwinden im Glanze der Kaiserkrone — so hofft er. Ein kurzer Traum! Wohl kommt Heinrich bis in den Lateran, doch nur über

leichenbedeckte Barricaden; auf dem Rückwege packt ihn zudem die Malaria und macht durch seinen am 24. August 1312 im Kloster Buonconvento erfolgenden Tod den Luftschlössern ein Ende. Wie ein Aschenhäufchen fällt Dantes Erwartung in nichts zusammen. Aber phönixgleich erhebt sich daraus ein neuer Plan. Noch glänzt ja die „zweite Sonne“ am politischen Himmel: was dem Kaiser versagt blieb, vielleicht vollbringt es der Papst! Eben tritt das Conclave zur Neuwahl zusammen — doch neue Enttäuschung! Der frühere Kanzler Roberts von Anjou, Franzose, zu Avignon residierend, ohne Interesse für Italien, geht als Johann XXII. aus der Urne hervor, und Dante sieht seinen letzten Rettungsanker an der Macht widriger Ereignisse zersplittern.

Entsagend und trostbedürftig zugleich wirft er sich von nun an ausschließlich in die Arme der Poesie, die ihn zum höchsten Gipfel des Parnasses emportragen sollen.

Mittellosigkeit veranlasst ihn, seine Wanderung von Schloss zu Schloss, von Kloster zu Kloster wieder aufzunehmen. 1314 beherbergt ihn längere Zeit jenes von Santa Croce di Fonte Avellana am Fuße der Catria in Umbrien; 1315 vereinigt er sich zu Lucca mit seinen nach der Schlacht von Montecatini gleichfalls verbannten Söhnen. Ein Jahr darauf winkt ihm Begnadigung, aber unter so schimpflichen Bedingungen, dass er sich in einem wunderbar schön abgefassten Schreiben an die Heimat freiwillig selbst die Rückkehr versagt. Ganz begreiflich: während Italiens größter Dichter erwartet, sein erhabenes Geisteswerk, „daran Hand gelegt hat Erd' und Himmel,“ werde ihm die Thore seiner Vaterstadt zum Empfang des Lorbeers angelweit aufthun, wird ihm zugemuthet, mit einer Ketzermütze auf dem Haupte, einer brennenden Kerze in der Hand hinter dem „Münzwagen von Johannes dem Täufer“ als Büßer öffentlich zur Kirche zu trotten.

Zufällig hat er gerade zur nämlichen Zeit bei dem inzwischen zur Herrschaft gelangten ritterlichen Can della Scala eine seiner wachsenden Dichtergröße würdige Aufnahme gefunden, und wie schicksalversöhnendes Lächeln wirkt es auf uns, dass Dante, wohl unter Beihilfe seiner herangereiften Söhne, sogar die Villa Gargagnano erwirbt, die bis in die Letztzeit noch bei seinen Erben verbleibt.

Zahlreiche Ausflüge brachten den übrigens noch immer rastlosen Mann mit den angesehensten Persönlichkeiten Oberitaliens in Berührung. So kommt er an den Hof des zu Udine residierenden Gebieters des Priesterstaates Aquileja, wohin uns nunmehr Dantes

kritisch allerdings vielfach angefochtene Spuren leiten. Vor allem wird der Einwurf nicht übereinstimmender politischer Gesinnung erhoben, welche den Poeten von dem damals, 1319, regierenden Patriarchen Pagano della Torre trennte. Mit Unrecht. Dieser, der nach Heinrichs Tode vielen exilierten Ghibellinen in Friaul edelsinnig Gastfreundschaft gewährte, war zu sehr Staatsmann, um über dem Priester die Beziehungen zum benachbarten Reiche zu vernachlässigen. Dante hinwieder war nach Zusammenbruch seiner irdischen Hoffnungen parteilos geworden und lebte nur noch der Vollendung seiner Gesänge. Zudem sollen sie sich gekannt haben, da Pagano als bescheidener Pfarrer zu Pozzuolo bei Udine, später als Bischof zu Padua wirkte. Die Stelle im XV. Capitel der „Hölle":

„Und wie die Paduaner längs der Brenta
Sich Wehren bau'n zum Schirme der Castelle,
Bevor noch Kärntens Höhn die Wärme fühlen . . ."

bringt diese Orte in bezeichnende Zusammenstellung; kaum anderswo als in Udine, Cividale oder dem heute österreichischen Stammorte Aquileja selbst hätte Dante den blauen Kamm der karnischen Alpen besser ins Auge fassen können.

Auch der weitere Einwurf eines Schreibfehlers des Historiographen Platina, der Forum Livii (Forli) mit Forum Julii (Cividale) verwechselt haben soll, ist wenig überzeugend, weil ja die beiden Aufenthalte, die in die Jahre 1304, beziehungsweise 1319 fallen, ein schwer überbrückbarer Zwischenraum voller fünfzehn Jahre voneinander scheidet.

Wie dem immer sei: freuen wir uns der Überlieferung, die den Dichter bei seinem Freunde Pagano in dessen Schloss zu Tolmein im jetzt österreichischen Küstenlande weilen läſst, und folgen wir dorthin seinen noch nicht völlig verwischten Spuren! Die herrliche Natur, allenthalben sprieſzend, blühend und gedeihend in diesem wahrhaftigen „Garten der Monarchie", macht uns die gestellte Aufgabe doppelt leicht und angenehm!

Wandert man von dem freundlichen Görz im Thale des opalfarbigen Isonzo in nördlicher Richtung, so gelangt man in eine Gegend, die, mit jedem Schritte pittoresker werdend, schlieſslich in ein Halbrund graufelsiger Berge, waldbedeckter Hügel ausläuft, die sich vom mächtigen Triglavstocke zum Fluſsbette in breiten Stufen niedersenken. Inmitten dieses anmuthigen subalpinen Landschaftsbildes liegt der freundliche Ort Tolmein. Dort hatte Patriarch Raimund

aus jenem Mailänder Hause der Torriani, die durch achtundvierzig Jahre den Aquilejer Bischofstuhl des heiligen Hermagoras gleich Dynasten behaupteten, 1292 unter dem von dichtbewaldetem Bergkegel herabblickenden Schlosse Pockenstein einen Lusthof (Girone), genannt „la Corte“, erbaut und trotz seiner friedlichen Bestimmung mit Thürmen, Scharten und Pechnasen gegen allerhand böse Anschläge vorsichtig ausgestattet. Ein wehrhaft Häuflein, zu Paganos Zeit von dessen Vetter Raimund befehligt, unterstützte zudem diese bedächtigen Maßnahmen. Das Schloss selbst, schon von Hartmann von der Aue als jenes des Gralritters Iwein sowie als Zufluchtsstätte seines Kampfgenossen Erek und der schönen Ginevra besungen, war damals komischerweise von einem unter patriarchalischer Lehenshoheit stehenden adeligen Consortium besiedelt, das sich dort eine Art fröhlichen Liebeshofes eingerichtet hatte.

Hier nun, bald im unteren Hofe in stiller Betrachtung, bald oben im Schlosse mit edlen Rittern, holden Frauen soll Dante längere Zeit geweilt haben, und besonders eine Örtlichkeit ist's, welche bis zur Gegenwart die Erinnerung an jene reizvollen Tage festhält.

Ein wohliger Sommerabend ist es, an dem wir, poetisch angeregt, das nette Örtchen Tolmein auf dem durch üppiges Gelände nordwärts leitenden Fußpfad verlassen. Noch sind, nach kaum viertelstündigem Wandern, die letzten, leise nachzitternden Schläge des Aveglöckchens nicht verhallt, und schon dringt, indem wir uns durch kühlen Hohlweg den beiden klammartig abzweigenden Schluchten Tominska- und Zalaz-Dolina nähern, wildes Zischen und Tosen an unser Ohr, dem über wüstes Geröll sich vollziehenden Zusammenfluss zweier ungezügelter Bäche entstammend, die hier in hoch aufwirbelndem Gischt wie lang getrennt gewesene Brüder sich jubelnd in die Arme stürzen. Über schwanken, vom Wogenprall gerüttelten Steg zu einem Kapellchen am jenseitigen Ufer gelangend, klettern wir sofort den Steilpfad zu dem in seinem Obertheile scharfkantig schroff abfallenden, 946 *m* messenden Kauzberg hinan. Feierliches, nur durch das immer mehr sich abschwächende Wasserrauschen, das schlafmüde Piepsen eines Vögleins unterbrochenes Schweigen herrscht um uns, und unwillkürlich gedenken wir der zutreffenden Worte im IV. Gesange des „Fegefeuers“:

„. . . So stiegen wir allein
Den Felsweg, da die andern uns verließen;
Denn wer hier aufstrebt, muss beflügelt sein.
Wir zogen innerhalb dem Felsenspalt,

Von ihm bedrängt, und fanden kaum mit Händen
Und Füßen unter uns am Boden Halt . . .
So gieng es bis zum Bergesgürtel fort,
Und dort verweilten wir, um uns zu setzen,
Ostwärts nach dem erklommnen Pfad gewandt,
An dem sich gern der Wandrer Blicke letzen."

Eine vierte Schlangenwindung des Weges, und rechterhand öffnet sich etwa 60 *m* über der Thalsohle eine Höhle in der Felsenwand: die Dante-Grotte. Hier, in tiefster Weltabgeschiedenheit, soll der Dichter mit Vorliebe geruht, in dieser urwüchsigen Natur, von mächtigen Steinwänden umstarrt, das Wassergebrause senkrecht zu Füßen, die Eingebungen zu einigen seiner schaurigsten Bilder empfangen haben. Jetzt begreifen wir, dass, wie man uns sagt, „der nächtens bei Gewittergrollen an dem Orte vorbeihastende Landmann oder Hirte abergläubisch ein Kreuz schlägt und scheu den Blick wendet in Befürchtung, der große Dante könnte — wie dies ja seine Voreltern gar oft erlebt — plötzlich in Kapuze und weithin flatterndem Purpurmantel als zürnender Geist dem Dunkel der Grotte entschweben . . ."

Wir können dieser Gegend nicht den Rücken drehen, ohne noch etlicher anderer Orte im heutigen Österreich zu erwähnen, die sich mit Dantes behaupteter Anwesenheit seit jeher rühmen.

Das Wunderland Krain nimmt die Ehre in Anspruch, ihn an einem seiner geheimnisvollen Seebecken verweilend begrüßen zu dürfen, und stützt sich dabei auf die merkwürdigen Verse im XXXII. Gesang der „Hölle", wo er, in die Eisregion gelangend, sagt:

„Mich wendend drauf, erblickt' ich mir zu Füßen
Und vor mir einen See jetzt, der nicht Wasser,
Nein, Glas zu sein schien durch die Kraft des Frostes.
So dicke Rinde zieht die Donau nicht
Des Winters über sich in Österreich . . .
Als hier zu schaun war; denn wär' Taberniks
(Wär' Pietrapanas) Berg auch drauf gefallen,
Hätt' man am Rand doch nie gehört ein Krick!"

Thatsächlich gefriert der Zirknitzer See unter dem Eishauche der Bora zu ungewöhnlich starkem Spiegel; ebenso lässt die gleichzeitige Anführung des „Tabernik" (keltisch „Tauerneck", jetzt slavisiert „Javornik", vielleicht vom slovenischen „javor" = Ahorn), der fast senkrecht in genannten See abfällt, schließen, Dante habe nur diesen gemeint und gesehen. Warum auch nicht? Gehörte ja gerade damals das Gebiet um Adelsberg zum Patriarchate, was dem begeisterten Naturfreunde

die Reise nach dem Märchensee, dessen zerklüfteter Grund einmal das Fischen, ein andermal das Pflügen gestattet, wesentlich erleichtert haben mochte. Ja noch mehr: der Dante-Forscher Alfred Bassermann bringt die letzten Strophen des Schluss- (XXXIV.) Gesanges der „Hölle" in directe Beziehung mit einem Besuche des Dichters in der Adelsberger Grotte:

„. . . und sieh, vom Dis empor
Gieng eine Schlucht, tief wie die ganze Hölle,
Zwar nicht erkannt vom Auge, doch vom Ohr;
Denn rauschend lief ein Bach, des rasche Welle
Sich Bahn durch Felsen brach, mit sanftem Hang
Und vielgewunden, bis zu jener Stelle . . ."

Wer je in dieser von der Poik geheimnisvoll durchrauschten Unterwelt geathmet, wird das Zutreffende erwähnter Schlussfolgerung sofort herausfühlen.

Auch Triest, damals gleichfalls unter patriarchalischer Hoheit, will Dante in seinen Mauern beherbergt haben. Beweise fehlen, doch hatten sich nach dem Unglückstage von Campaldino so viel landflüchtige ghibellinische Toscaner als Kaufleute, Wechsler, Geldverleiher in der Stadt des heiligen Justus niedergelassen, dass es Dante, vielleicht über Einladung seines Gönners Malaspina, der dort einen Palast besaß, immerhin bewegen konnte, seinen Landsleuten wieder einmal die Hand zu drücken.

Eine schwache Spur leitet übrigens, wie Professor Swida berichtet, nach dem Fischerdörfchen Isola bei Triest, wo eine Originalhandschrift Dantes gefunden worden, die jetzt der Bibliothèque nationale in Paris zur Zierde gereicht. Pietätvoll hängt Triest an dieser durch seinen Historiographen Dr. Kandler bis ins einzelne verfolgten Überlieferung.

Gleich der Wandfreske eines verfallenen Ghibellinenschlosses mystisch undeutlich, als wäre dereinst eine feuchte Geisterhand auslöschend darübergeglitten, ist jene Tradition, die uns nun westwärts von Triest über den Golf hinüberweist nach Duino, dem alten Raubvogelnest hoch über der blauen Adria. Düster blickt die romantische Doppelfeste auf das schwanke Segelboot, in dem wir die bizarr geformten Felsgestalten unter der Burg langsam umfahren. Vorn auf weit ausragendem Kalksteinrücken liegt die angeblich schon durch Attila zerstörte, „la Rocca" genannte Ruine, dahinter aber thront in erhabener Einsamkeit das trotz seiner Herkunft aus dem 12. Jahrhunderte besterhaltene neuere Schloss. Tiefgrüner Epheu rankt an den Wänden, und über den wallumgürteten Vorgarten breitet sich

der ganze Zauber südlicher, durch Lorbeer, Ölbaum, Agave, Myrte und purpurrothe Cyklame gekennzeichneter Vegetation, stark im Gegensatze zu dem öden Hinterlande, wo sich wie die Küchlein unter den Fittig der Henne die Hütten eines Fischerdorfes im schirmenden Schlossbereich niederducken.

„Ecco, il sasso di Dante!“ ruft plötzlich unser Schiffer, indem er auf eine von der Brandung schäumend übersprühte Klippe deutet, auf der soeben ein Möwenpaar die Silberschwingen zum Fluge regt. Dort soll, sagt man, der Dichter mit Vorliebe geträumt und dem urewigen Meere seine wunderbaren Geheimnisse abgelauscht haben. Wie aber über dessen meiste Aufenthalte ist auch darüber nichts Urkundliches vorhanden; war es einmal, dann verfiel es, um ein Wort von Gregorovius zu gebrauchen, längst der „unerbittlichen Stampfmühle der Zeit“. Gleichviel:

„. . . Solange noch die Raben
Ein Plätzchen finden, in dem Thurm zu nisten,
Solange noch der steingewordne Kitt
Den letzten Rest in seinen Fugen hält,
Solange noch geborsten nicht der Fels,
Sich selbst begrabend, stürzt in Meerestiefe,
Bleibt diese Stätte andachtsvoll umweht
Vom Namen Dantes und von Beatrice . . .“

Möglicherweise findet sich die Spur eines Anhaltspunktes in Folgendem. Als der Dichter in Friaul weilte, saß auf Duino der einem alten Dynastengeschlechte des Karstes entstammende Hugo von Tybein, Herr auf Prem und Senoseč, ein Kraftmann, mit dem sich in seinen jüngeren Jahren schwer Kirschen essen ließ, was namentlich jene Kaufleute bitter empfanden, die unvorsichtig genug waren, mit ihren Warenzügen den Burgmauern allzu nahe zu kommen. Politisch hielt er je nach Vortheil bald zu dem Patriarchen, bald zu dem Görzer Grafen, ward später (1323) sogar Generalcapitän von Görz und Treviso und galt im übrigen für tapfer, gastfrei und als Freund eines guten Trunkes, was man demjenigen nicht verübeln darf, auf dessen Grund und Boden der berühmte „Wein von Pucinum“ gedieh.

Diese Gastfreundlichkeit, die Nähe Friauls, vielleicht die momentan wieder einmal engeren Beziehungen zum Patriarchen machen es wahrscheinlich, dass der Dichter in Duino geweilt zunächst dem Sagenfluss Timavo, etwa auch in Betrachtung eines Naturschauspieles, das sich zuzeiten im Schlosse selbst dargeboten. Auf dem in dessen Mitte aufragenden Thurme hatten schon die Römer eine Eisenstange

angebracht, von der bei drohendem Gewitter, so oft der auf- und abschildernde Wächter mit seiner Partisane nahe kam, ein elektrischer Funke übersprang, worauf jener eiligst die Sturmglocke läutete, welche Hirten und Fischer warnend zum schützenden Obdach heimrief — wohl der älteste Blitzableiter der Welt. Noch jetzt kann man dort an schwülen Tagen diese Erscheinung als Elmsfeuer auf der Stangenspitze beobachten. Ob die Eingangsworte zum VIII. Gesang der „Hölle":

„Lang eh wir noch, so fahr' ich fort zu sagen,
Dem Fuß des hohen Thurms uns konnten nahn,
War unser Blick zur Zinn' emporgeschlagen,
Weil wir zwei Flämmchen dort entzündet sah'n . . ."

diesem physikalischen Phänomen ihr Entstehen verdanken, wäre eine allzu kühne Frage.

Eigenthümlich ist, dass wie bei Tolmein so auch in Duino eine slavische, also national durchaus unbefangene Bevölkerung an der Tradition vom „Dante-Fels" energisch festhält. Eigennutz aber wie etwa in der Schweiz, wo jeder Prellstein als Merkmal der Tyrannenbefreiung gegen Entgelt figurieren muss, ist hier völlig ausgeschlossen, weil nur selten sich der Fuß eines wissbegierigen Reisenden in die Gegend verirrt.

Wir treten in das Jahr 1320. Can grande hat mit seiner Wahl zum Ghibellinenführer schwere Verpflichtungen übernommen, die ihn nun bei wechselndem Kriegsglücke häufig fern von Verona halten. Der vielleicht in banger Vorahnung seines nahen Endes um den Abschluss seines großen Geisteswerkes besorgte Dichter mag daher gerne der Einladung Guidos von Polenta, Vaters von Bernardo, Dantes einstigem Waffenbruder, und der unglücklichen Francesca da Rimini („Hölle" V. Cap.), stattgegeben haben, das störende Kampfgetöse Veronas mit der gedankenfördernden Ruhe in Ravennas berühmtem Pinienwalde zu vertauschen. Nachdem er am 20. Jänner 1320 in der Stadt der Scaliger sich an einer kosmologischen Disputation betheiligt, erfolgt die Übersiedlung des weltmüden Mannes. Aber — noch einmal dürfen wir in uns speciell nahegehender Weise auf seiner Bahn wandeln: Ravennas Gebieter, mit Venedig in Streit gerathen, hatte seinen Freund Dante zum Vermittler erkoren, und damals soll dieser entweder sturmverschlagen, oder weil sein Schiff zugleich Handelsinteressen in Istrien vertrat, den Boden der alten Römerstadt Pola, die heute Österreich-Ungarns stolzer Kriegshafen geworden, beschritten haben.

Dagegen oder wenigstens gegen den Zeitpunkt spricht, dass jene Stelle, die auf dessen Anwesenheit in Pola zu schließen gestattet, in dem bereits längst vollendet gewesenen Capitel IX der „Hölle“ vorkommt; doch lassen sich in der „Commedia“ derartige, wahrscheinlich in verbesserte Abschriften nachträglich aufgenommene Bilder mehrfach nachweisen. Dafür spricht vor allem die feststehende Überlieferung, dann dass er in seinem Werke „Von den Vulgärsprachen“ den nur Pola sammt Umgebung eigenen Dialect in der bestimmten Weise eines Ohrenzeugen charakterisiert, endlich dass er in der Urschrift der betreffenden Terzine:

„Si, come a Puola, presso del Carnero,
Che l'Italia chiude e i suoi termini bagna,
Fanno i sepolcri tutto il loco varo . . .“

zu deutsch:

„So wie bei Pola, nahe dem Quarnero,
Der Welschland schließt und seine Grenzen netzet,
Viel Gräber rings die Stätt' uneben machen . . .“

sich bei den Eigennamen der rein localen Aussprechweise „Puola“ und „Carnero“ bedient und zudem eine Localität schildert, die nicht einmal vom Castell, sondern allein von seinem legendär gewordenen Absteigquartier, dem Benedictinerkloster San Michele in Monte, eingesehen werden kann. Diesem nun oder vielmehr der Stelle, wo es sich einst erhoben, gelte unser Weihegang!

Der Morgen graut. Einzelne langhin flatternde Nebelstreifen ziehen durch die öden Fensterstöcke der Arena am Meeresufer, klimmen über den hochgelegenen Forumsplatz, die halbflachen Dächer der Steilgässchen fort und fort hinan und umspinnen endlich die Spitze des alten Capitolhügels mit ihren durchsichtigen Schleiern. Das sonst so geräuschvolle Pola schläft. Nur der taktmäßige Schritt der Arsenalwachen sowie der zeitweilige Glockenanschlag an Bord der im Hafen vertäuten Panzerkolosse unterbrechen die unsere einsame Wanderung begleitende Stille.

Wir kreuzen das mit jungen Anlagen und einem vom Poleser Bürger Dr. Demartini gespendeten Brunnen gezierte Dante-Plätzchen, umwandeln den Nordfuß des Monte Zaro, wo noch in des Dichters Tagen sich die erst unter den Venetianern profanen Zwecken geopferten Marmorsitze des Theaters der Julia in den Berg vertieften, und schlagen nächst dem malerisch verwitterten Triumphbogen der Sergier jenen ins Freie leitenden Weg ein, der vordem als Militärstraße zum Marsfelde und Flanatischen Hafen, zur tiefernsten Nekropole der ehe-

maligen „Pietas Julia“ führte, heute dagegen den Prato grande, Polas Gemüsegarten, durchzieht.

Stechkrautüberwuchertes Geröll, zwischen dem windschiefes Wacholdergebüsch, duftender Rosmarin, goldbrauner Ginster bunt durcheinander aufsprießen, bedeckt dieses von fiebererzeugender Wasserader durchflossenen Thälchens beiderseitige Hänge, die in früheren Epochen parkumfriedete Landhäuser krönten, während den Hintergrund jene elegante Villa Flaviana abschloss, in welcher der junge Kaiser Vespasian mit der reizenden Favoritin Antonia Cenide einen stillen Liebestraum durchlebte.

Fahlgelbe, sonnenblitzdurchzuckte Streifen am Horizont erhellen uns den Pfad auf die Höhe des nördlichen Thalrandes, wo wir freilich vergebens nach all den vorerwähnten Herrlichkeiten ausspähen. Nicht ein Stein davon ist mehr auf dem anderen, denn seit Jahrhunderten haben menschlicher Vandalismus und rauher Nordost den letzten Rest antiker Landschaftsschönheit weggetilgt vom armen Istrien. Dort aber, wo einst aus düsteren Klostermauern frommer Mönchsgesang zum Himmel scholl, zeigen uns die Geschütze des Forts San Michele ihre blinkenden Läufe, und ein am Thor lehnender Kanonier summt leise ein melancholisches Lied seiner slavischen Heimat . . .

Ein Felsblock dient uns zu willkommener Raststätte, und indem wir versuchen, Örtlichkeit mit Überlieferung in Einklang zu bringen, wächst allmählich ein eigenthümliches Bild vor unserem geistigen Auge empor: eine aus dem 4. Säculum stammende, in ihrem helldunklen Innern säulengestützte Basilika nebst daranstoßendem Kloster, dessen im Morgenroth glühende Fenster nach dem südwärts vorliegenden Garten blicken. Nördlich davon das 600 Jahre später angebaute Mausoleum für den verbannten, 1074 verstorbenen König Salomon von Ungarn, das Grabmal des 1269 verblichenen Markgrafen Vodolrich, dessen Relief an der Ecke des aus einem Dianatempel entstandenen Poleser Rathhauses zu schauen, und verschiedener anderer Größen zweiter Ordnung, deren Staub sammt und sonders längst in alle Winde verweht ist, während die Baulichkeit selbst 1462 infolge Krieg, Malaria und Unfruchtbarkeit des Bodens verlassen wurde und dann marastisch in sich zusammenbrach.

Thatsache ist, dass die Klosterbewohner nicht nur an keine Clausur gebunden, sondern überdies ermächtigt waren, bei dem damaligen Herbergsmangel angesehenen Reisenden Gastzimmer zur Verfügung zu stellen.

Erwägt man nun, dass gerade zu jener Periode Franceschino della Torre, des Patriarchen Pagano Neffe, Markgraf von Istrien und sein Wunsch demgemäß im Kloster Befehl war, so ergibt sich im Hinblick auf Dantes Bekanntschaft mit dem Patriarchen und dessen mögliche Empfehlung an den Neffen ein neuer Umstand, der den so häufig bedenklich dünn werdenden Ariadnefaden in des Dichters Wanderleben fester knüpft und die von uns verfolgten Aufenthalte wechselweise in Übereinstimmung bringt und an Glaubwürdigkeit gewinnen lässt.

Und was gewahrte Dante, der Klostergast, aus dem Fenster seiner traulichen Zelle?

Über das Grün des wohlgepflegten Vorgartens hinweg zunächst das tiefliegende Poleser Todtenfeld, wo man wegen des mageren Bodens die Sarkophage, deren aus dem unfernen Steinbruche von Vitriano geholtes Material an der Luft rasch verhärtete, nur leicht versenkte, so dass die Deckel sichtbar blieben, während das ringsum einsinkende Erdreich jenen Anblick bot, welchen der Dichter in vorangeführter Terzine mit „varo" bezeichnet, und der dem Bilde entspricht, welches die Wühlarbeit einer Schar von Riesenmaulwürfen erzeugen müsste. Diese Särge wurden später zu allem Möglichen verwendet, so dass 1458 deren Zertrümmerung bei Strafe von 100 „lire dei piccoli" untersagt ward. Wir fanden bloß noch einen vor einem frischfließenden Quell als Tränke für die vorbeiziehenden Vierfüßler.

Aber Dante sah noch mehr. Den blinkenden Spiegel der Adria im Süden, ostwärts dagegen über die Arsa, die fjordartig eingeschnittene einstige Römergrenze, hinweg die stahlblauen Umrisse der Absyrtideninsel Cherso im herrlichen Quarnero und dahinter endlich den in Wolken verdämmernden Kamm der Berge Liburniens . . .

Als wollte uns die Natur diesen Fernblick in seiner ganzen Schöne mitgenießen lassen, erhebt sich eben als Herold eines prächtigen Tages der Feuerball der Sonne, gleichzeitig kracht der Morgenschuss vom Castell, im Fort San Michele schmettert ein Horn die Reveille, Marktleute, Arsenalarbeiter kommen schwatzend und singend des Weges, und — das Bild einer fast siebenhundertjährigen Vergangenheit verflüchtigt sich vor dem scharfen Lufthauche der nüchternen Gegenwart wie eine Fata Morgana . . .

Wir sind am Ende, das leider mit jenem unseres Dichters zusammenfällt. Bereits krank heimkehrend, schließt er im Kreise seiner Kinder, worunter auch die Nonne gewordene Tochter Beatrix, am 14. September 1321, 56 Jahre 4 Monate alt, die Augen für immer.

Die Marienkapelle der Minoriten zu Ravenna empfängt sein sterbliches Theil, das Gedächtnis seines Namens die ganze gebildete Welt. —

Sollten diese bescheidenen Andeutungen die volle Strenge wissenschaftlicher Forschung vermissen lassen, so möge es durch das Interesse an dem Gegenstande selbst sowie durch die Liebe zum schönen Vaterlande Österreich entschuldigt werden, welche dem Verfasser dabei die Hand geführt.

Diesbezüglich übrigens noch eines. Übereifer hat mehrfach versucht, das früher erwähnte Standbild des italienischen Feuergeistes zu Trient mit jenem des Sängers holder deutscher Minne auf dem Bozener Johannesplatz in nationalen Gegensatz zu bringen. Wir denken anders. Wenn heute Herr Walther niederstiege von seinem Vogelweidhofe am Laiener Ried im Thal des wilden Eisack — die beiden Geisteskämpen würden sich zweifellos wohl verstehen. Sie würden erkennen, dass nach einem ewigen Naturgesetz gleichwertige Individuen nicht minder denn ganze Völker bestimmt sind, bei aller Wahrung ihrer Eigenthümlichkeit in verständnisvollem Mit- und Nebeneinanderleben nach den höchsten Gütern der Menschheit zu streben mit vereinten Kräften!

Wenn uns vom Grenzpfahl auch am Straßenrand
Verschiedne Farben hell entgegenglänzen,
Wo die Natur mit schöpferischer Hand
Gezogen scheinbar ihre festen Grenzen:
Dort — Dantes reichbewegter Strophenklang,
Der Fluren Pracht in immergrünem Kleide;
Hier — Waldesrauschen und der frohe Sang
Des edlen Walther von der Vogelweide —

Ist's doch nur Trennung und nicht Gegensatz:
Wer näher blickt, gewahrt, wie Nordlands Eichen
Und Südens Lorbeer sich von Platz zu Platz
Begrüßend ihre Blätterarme reichen.
So schling' auch, Völker, sich ein enges Band
Um Euch und lass', ob hüben oder drüben,
Gleichviel, wo auch des andern Wiege stand,
Im treuen Nachbar auch den Bruder lieben!

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Neue Literatur aus Tirol.

Von Dr. Bernhard Münz.

Wien. (Schluss.)

Alois Flir." Eine biographisch-literarische Studie herausgegeben zu Flirs vierzigstem Todestage von P. Franz Anton Lanznaster O. Fr. Min., Gymnasialprofessor. Mit dem Titelbilde „Flir als Studierender". Im Anhange dessen Novelle „Der Glücksschuss". Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. Innsbruck 1899. 8°.

Der hochgefeierte Tiroler Sänger Adolf Pichler hat sich in dem 1892 erschienenen Buche „Zu meiner Zeit" das Ziel gesteckt, wenngleich nur mit leichten Umrissen das Streben und Wirken von Landsleuten zu zeichnen, welche einen Platz im Gemälde deutschen Geisteslebens beanspruchen dürfen und wahrscheinlich einen klangvolleren Namen hinterlassen hätten, wenn sie an den Brennpunkten der Literatur aufgetaucht wären. Unter den Schattenbildern, welche er aus der Vergangenheit heraufbeschwört, befindet sich auch das seines Lehrers Alois Flir. Sein Name war nicht in weiteren Kreisen geläufig, aber er war in Tirol gekannt und geachtet, denn er hat in der vormärzlichen Zeit als Professor der classischen Philologie und Ästhetik an der Landesuniversität mannigfach befruchtend gewirkt. Er hat nicht durch hervorragende wissenschaftliche Leistungen geglänzt, aber er hat durch Umgang und Vortrag das geistige Leben seines engeren Vaterlandes wesentlich gefördert. In den Collegien scharte er stets einen zahlreichen Kreis aus allen Ständen um sich. „Durch das Feuer seines Ausdruckes, vielfache, wenn auch nicht gründliche Kenntnisse, Ideengehalt und Originalität der Darstellung," sagt Pichler, „wusste er anzuziehen, anzuregen wie wenige, ja er war fast der einzige, der den Namen Professor verdiente. Ihm lauschten daher die Jünglinge voll Enthusiasmus, besonders bei der Ästhetik, wo er das Wort durch zahlreiche Beispiele, Kupferstiche und Zeichnungen unterstützte. Auch als Prediger war er sehr beliebt. Bald lernte ich ihn nicht bloß auf dem Katheder schätzen, ich durfte ihn auch besuchen. Da die Poesie für mich eine Hauptange-

legenheit war und er hierin als der größte Kenner galt, so legte ich ihm verschiedene Arbeiten vor.“ Und an einer anderen Stelle meint er scherzweise: „Schade, dass uns Flir fehlt, der würde uns mit seiner Begeisterung wie Elias mit dem Flammenwagen in den siebenten Himmel reißen.“

Pichler veröffentlicht einen vom 23. Juni 1844 datierten Brief seines Meisters. Ich kann nicht umhin, ihn zum größten Theile wiederzugeben, weil er ein Document schöner Menschlichkeit ist, Flirs Charakter und Lebensansicht sich in ihm klar spiegeln. Er lautet: „. . . Ihre Weltanschauung ist von der meinen zwar vielseitig nicht nur verschieden, sondern mit ihr im Gegensatze. Doch das verschlägt nichts. Ein jeder strecke sich nach seiner Elasticität, ein jeder trage die Nase, wie sie ihm gewachsen, ein jeder suche das Wahre und Gute nach seinem Vermögen. Sie sind in Ihren Jahren weit toleranter, als ich in diesem Alter war. Wer nicht mit mir stand, stand gegen mich, und mit wildem Hochmuthe hielt ich jeden für dumm und borniert, der nicht pantheistisch dachte. Sie scheinen diesen Paroxysmus der Tölpeljahre längst überwunden zu haben. . . Die geistige Entwicklung durchläuft ihre Stadien wie die physische: eine energische Natur stockt nicht zu lange auf einem untergeordneten Punkte; ihr eigenes Leben treibt sie weiter: es bedarf der Handlanger nicht; ich taste nie hinein in ein strebend Wesen, und jedem Pedanten, der so etwas versucht, ruft man mit Recht zu: ‚Rühre nicht, Bock, denn da brennt's!‘ . . . Meine größte Wonne ist meine Überzeugung: und diese Überzeugung in strengen Gedanken immer mehr zu entfalten und zugleich auszuleben und mich damit zu identificieren, das ist mein seligstes Streben. Was ich bisher gelegenheitlich geschrieben, ist eben nur Gelegenheitsschmarren. Überhaupt hat mir das einzelne, aus seiner Ganzheit, der es angehört, und wo es allein seine Stelle und Verständlichkeit hat, herausgerissen, einen sehr geringen Wert. Nach einem Modelle des Ganzen drängt mein Innerstes: die Arbeit wirkt im stillen — ungesehen und unbelauscht. Unseren Studenten ein Lehrer zu sein, ist nicht meine Absicht: nur Wachrufer manchen zu werden, genügt. Das Leben unserer Universität oder vielmehr — unserer Studenten nimmt von Jahr zu Jahr einen kräftigeren Aufschwung. . . Gestern haben 60 Kerle vor dem Publicum das ‚Deutsche Lied‘ gesungen, dass eine stürmische Begeisterung ausbrach und die Pedanten, welche die Sperrketten immer in der Tasche tragen, beschämt Augen und Ohren sinken ließen. Die Liedertafel macht Epoche dahier. Es wäre zu wünschen, dass auch anderwärts und allerwärts echter Chorgesang aus Studentenscharen erschalle. Geh' ich abends durch die Gassen, so tönt es bald da, bald dort herzerhebend von der Sängergruppe . . . Der Gesang ist Schwingung der tiefsten Geisteskräfte, und wo männliche Energie ist, kann es bei musikalischer Allgemeinheit und Simplicität nicht verbleiben. Leider sind auch einige Klopfereien vorgefallen — nicht von Sängern, aber Sie wissen wohl, man wirft gerne alles in einen Topf, weil gewisse Leute so arm sind, eben nur einen Topf zu haben . . . Der Katholicismus sowie die Religion überhaupt kann für das Subject

keine Wahrheit und kein Leben sein noch werden ohne innerste Freiheit. Intoleranz ist der Mord der Religion. Ich bin aus Katholicismus tolerant, aber wohl auch zugleich aus tausend anderen Motiven. Ehre sei Gott nicht bloß in den Höhen, sondern überall und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind, wenn auch von irrender Ansicht."

Ein toleranter, von den Principien der Milde und Liebe durchdrungener, sich niemand aufdrängender, jede echte Überzeugung achtender, national fühlender, mit einem Worte ein Gott und den Menschen wohlgefälliger Priester, hat Flir es redlich verdient, dass P. Franz Anton Lanznaster mit Fleiß und Eifer daran gieng, ein thunlichst erschöpfendes Lebensbild von ihm zu entwerfen. Wir müssen dem Verfasser das Zeugnis ausstellen, dass er sich seiner Aufgabe im großen und ganzen mit Geschick entledigt, seinen Helden con amore, aber nicht mit Überschwang, sondern sine ira et studio behandelt hat. Nur der Stil lässt zu wünschen übrig. Nicht recht geschmackvoll sind zudem die wiederholt vorkommenden Vergleiche und Zusammenstellungen Goethes mit Flir. So beispielsweise, wenn der Verfasser darum, weil Flir im Zeichnen ein Dilettant war, sich zu dem Ausrufe versteigt: „Wen gemahnt das nicht an die ähnlichen Strebungen und Thätigkeiten, denen kein Geringerer als Goethe, freilich in einem weit bedeutenderen Maße sich hingab? Aber wir dürfen auch annehmen, dass Flir in Wien nicht weniger aufmerksam den Thurm der Stephanskirche besah, als Goethe in Straßburg auf den Thurm des Münsters blickte, und dabei gleichwie dem jungen Dichterfürsten auch ihm Einheit und Plan, Gehalt und Geschichte, Stilart und Meister des Bauwerkes zu leben begannen." Ebenso unangenehm berührt es den Leser, wenn er in die Schilderung von Flirs Aufenthalt in der ewigen Stadt den Satz einflicht: „Rom sollte in Flir den Ästhetiker erneuen, wie es einst in Goethe den Dichter erneute." Von dem si licet parva componere magnis ist hier ein unangemessener Gebrauch gemacht.

Am 7. October 1805 in Landeck geboren, begab sich Flir nach Absolvierung des Gymnasiums im Jahre 1826 nach Wien, wo er bei der israelitischen Familie Trebisch einen Hofmeisterposten übernahm. Er war mit seiner Lage zufrieden, wurde mit der Familie und seinen Zöglingen von Tag zu Tag vertrauter und verblieb in seiner Stellung bis zu seiner Abreise von Wien, also beinahe fünf Jahre. Einen Ersatz für die schmerzlich vermisste Alpennatur bot ihm die Kunst. Er konnte sich an den Werken derselben nicht satt sehen. Infolge seiner classischen und ästhetischen Vorbildung stand er ihnen nicht fremd gegenüber. Vollends entzückten ihn die Kunstwerke, deren Sujets der antiken Welt entnommen waren. So riss ihn Canovas gewaltiger Theseus zur Bewunderung hin. „Hätte Wien sonst nichts," schrieb er im October 1826, „so wäre es schon eine berühmte Stadt. . . Wenn man behauptet, dass Wien in Hinsicht von Kunstkleinodien und anderen Gegenständen der Ergötzung sich beinahe jeder Stadt Europas an die Seite stellen kann, so glaube ich es. Ich hatte in dieser kurzen Zeit

schon Gelegenheit, manches Interessante zu sehen." Dagegen fand er keinen Gefallen an dem theilnahmslosen Wiener Publicum. „Ich habe keine Lust," ließ er sich am 17. Februar 1831 vernehmen, „für das Wiener Publicum etwas zu machen, weder Christliches, weil es ihm schon lange fremd ist, noch Patriotisches, weil es nur beklatscht, aber nicht gefühlt wird, nichts Schaudervolles aus der wundervollen Geschichte des Lebens (das verstand man damals unter Romantischem), weil diese Alltagsleute dafür keinen Sinn haben." In einem wie ganz anderen Lichte erstrahlt ihm das biedere, starke, an Geist und Körper noch unverdorbene Tiroler Volk, das weniger den Zerstreuungen fröhnt, dafür desto mehr Ernst, Eigenthümlichkeit und Empfänglichkeit besitzt!

Flir wandte sich anfangs der Medicin zu, aber nicht um praktischer Arzt zu werden, sondern um sich in die Reiche der Natur zu vertiefen. Doch warf er dieses Studium nach fünf Semestern über Bord. Er versenkte sich lieber in die Quellen der griechischen Geschichte und Literatur; auf classischem Boden wollte er reifen und erstarken und dann in die Heimat zurückkehren, um sich in ihr als Lehrer und Erzieher auszuleben. Zugleich fasste er den Entschluss, Priester zu werden. Er hörte zunächst in Wien theologische Vorlesungen und gieng dann nach Brixen, wo er 1833 zum Priester geweiht wurde. Einer seiner intimsten Collegen war hier Vincenz Gasser, der nachmalige Fürstbischof von Brixen. Sie schlossen einen Seelenbund für immer und unterhielten einen lebhaften Briefwechsel, nachdem das reale Dasein sie getrennt hatte. Die Briefe gewähren einen interessanten Einblick in Flirs religiöses Ringen. So eröffnete er dem Freunde am 4. Februar 1840: „Eine Erfahrung muss ich Dir entdecken, ich habe noch niemand davon etwas gesagt, wahrscheinlich aus Stolz, wozu ich gar sehr genatürt bin. Meine Kirchlichkeit beschränkte sich größtentheils auf das Nothwendige; in Unzähligem begegnete ich dem modernen Liberalismus." Schön klingt seine Mahnung an die Priester: „Du aber solltest die Blüte des Volkes sein, wie denn alle die Weisen nur die Blüten aus dem Volksleben sein sollen, im Volke leben, auf das Volk wirken, die Höchsten, die Könige sein sollen."

An der Wende seines 30. Lebensjahres wurde er zum Professor an der Innsbrucker Universität ernannt. In Tirols Hauptstadt verkehrte er am meisten mit dem fortschrittlichen Professor Johann Schuler, dem Bruder von Pichlers edler Freundin Cornelie, dessen Haus der Brennpunkt des geistigen Lebens in Innsbruck war, und mit dem bekannten Psychologen P. Sebastian Ruf, welcher Kaplan an der Landesirrenanstalt in Hall war, und dessen Andenken Pichler in den sinnigen, tief empfundenen Versen feierte:

Würdiger Greis voll Liebe mit viel erfahrenem Sinne,
Wie ein Heiligenschein schmückt Dich das Silbergelock!
Mild wie lauteres Öl entfließen der Lippe die Reden,
Um zu laben das Herz, wenn es in Kummer vergieng.
Gern so denk' ich mir den Jünger der göttlichen Liebe,
Wie er von Patmos' Fels lehrte das göttliche Wort.

Jeden irdischen Fluch — Du hast ihn getödtet am Kreuze,
Das nicht auf dem Gewand, nein, in der Seele Du trägst.
Übrig bleibt Dir allein noch die holde Verklärung der Liebe,
Liebe verknüpft allein Dich mit dem Menschengeschlecht.

Diese beiden Männer wurden seine „innigstgeliebten" Freunde.

Wie erfolgreich er als Professor gewirkt, haben wir schon anzudeuten Gelegenheit gehabt. Er war ein Mann, der, um mit Pichler zu sprechen, seine Hörer durchglühte mit der Liebe zum Idealen, so dass der Mittelmäßige einen Augenblick in den Himmel Platons ragte; der die Schranken der Zunft niederbrach und die Jugend vor dem Altar des Guten, Schönen und Rechten selbstlos ohne Seitenblick auf den Futterkorb opfern lehrte. „Der Mann kam zur rechten Zeit; die lange Reihe seiner Zuhörer, die er an sein warmes Herz zog, mögen sie was immer für einen Weg wandeln, wird sich dankbar der herrlichen Stunden erinnern, die sie bei ihm verbracht; sie wird es dankbar anerkennen, dass mit Flir an der Universität in Tirol eine neue, nie dagewesene Ära begonnen hat." Flir huldigte eben als Lehrer und Schriftsteller der Devise: „Nur kein Quietismus, nur kein Todesschlaf!" Und er verlegte den Schwerpunkt seines Berufes darein, den jungen Leuten ein Wegweiser zu sein, welcher sie Schritt für Schritt auf eine Warte lenkt, von dem aus sich ein freier Ausblick über Gelerntes und noch zu Lernendes, über Vergangenes und Errungenes und Zukünftiges, noch zu Erringendes erschließt.

Im Jahre 1853 bewarb er sich um die Stelle des deutschen Predigers an der deutschen Nationalkirche S. Maria dell' Anima in Rom. Er verfolgte damit einen nationalen Zweck, die restitutio in integrum eines ebenso ersprießlichen als rühmlichen Werkes der deutschen Nation. Jene Kirche nebst dem zu ihr gehörenden Pilgerhause und den übrigen Besitzungen sollte nach dem Willen der Stifter ausschließlich deutschen Absichten dienen. Die Stiftung wurde jedoch im Laufe der Zeiten so sehr ihrer anfänglichen Aufgabe entfremdet, dass sie Gefahr lief, in das alleinige Nutzungsrecht der Italiener überzugehen. Flirs Gesuch wurde günstig erledigt. Er reiste am 7. September 1853 nach Rom und verblieb dortselbst bis zu seinem frühen, am 7. März 1859 eingetretenen Tode. Was das Resultat seiner Mission betrifft, so sagt der Verfasser: „So hatten ein hochsinniger Kaiser, ein hochberühmter Papst, ansehnliche Staatsmänner und auserlesene Kirchenfürsten sich redlich bemüht, das altehrwürdige deutsche Hospiz S. Maria dell' Anima der ursprünglichen Bestimmung wiederzugeben und für den dauerhaften Fortbestand desselben zweckmäßig zu sorgen. Kaum aber wären die verdienstvollen Bemühungen und edlen Förderungen erfolgreich gewesen, hätten nicht der Arbeitseifer und die Ausdauer, das unbegrenzte Ansehen, insbesondere aber der unerschrockene Freimuth und die von diesem nicht selten geschärfte Feder des Mannes mitgewirkt, den man in Wien bereits kannte, in Rom immer mehr schätzte, und der die Angelegenheit sofort mit scharfem Blicke durchschaute und mit stets wachsendem Eifer verfocht. Flir hatte den Grund gelegt, auf welchem

das deutsche Nationalhospiz wieder erstand; ohne Flir gäbe es heute vielleicht keine deutsche Anima mehr in Rom; die Rettung der Anima bedeutet in Wahrheit eine deutsche That, und Flir hatte recht, wenn er vermuthete, dass der Erfolg, den die Anima davontrug, zum Antriebe dienen werde für mächtige Neuerungen in den verrotteten Zuständen Roms. ‚Rom muss sich an Deutschland auffrischen.' . . . Es erscheint ihm die deutsche Bildung nunmehr als das, was das hellenische Genie für alle Zeiten in Kunst und Literatur gilt."

Neue Publicationen von Jaroslav Vrchlický.

„Bar-Kochba." Dichtung. Deutsch von Victor Graf Boos-Waldeck. E. Pierson. Dresden und Leipzig 1899. 8°.

Die räthselhafte Gestalt Bar Kochbas, des letzten selbständigen Herrschers in Israel, die mit der letzten Erhebung des jüdischen Staatswesens gegen die erdrückende Übermacht des welterobernden römischen Reiches verknüpft ist, beschäftigte den Geist Vrchlickýs geraume Zeit. Sie schwebte ihm schon in seinen kühnen Jugendträumen vor. Er legte den Stoff jedoch wegen der Unzulänglichkeit, Ungenauigkeit und Unzugänglichkeit der Quellen oft beiseite. Erst als er zum Manne gereift war, setzte er sich endgiltig mit ihm auseinander, redete er sich ihn gewissermaßen von der Seele herunter. Der für das Judenthum überaus verhängnisvolle Zeitabschnitt ist denn auch vermöge des Halbdunkels, das über ihn gebreitet ist, ganz dazu angethan, auf den Dichter einen mächtigen Reiz auszuüben. Indem Geschichte und Sage sich in ihn theilen, gewährt er dem Dichter Spielraum zu freierem Schaffen; er kann die Schwingen seines Geistes reicher, voller und unabhängiger entfalten und entrinnt so den Gefahren, welche sich nicht selten aus den Conflicten zwischen der historischen Wahrheit und der allgemeinen menschlichen Natur ergeben.

Beiläufig 60 Jahre nach dem furchtbaren Blutbade bei der Eroberung Jerusalems durch Titus begann sich bei dem jüdischen Volke abermals die Unzufriedenheit mit der römischen Oberherrschaft zu äußern. Sie war durch die Bedrückung und Aussaugung des Volkes seitens der römischen Statthalter und Legaten hervorgerufen. Lange währten die Vorbereitungen zur Empörung, und es führte denselben hauptsächlich die Idee vom Messias stets frische Kraft zu. Dieser Gedanke bildete für Israel eine unerschöpfliche Quelle der Erhebung und der immer neu aufkeimenden Hoffnung auf die Wiederherstellung der alten Selbständigkeit und Macht. Der geistige Vater dieser Bewegung war der ausgezeichnete Gelehrte Rabbi Akiba, „Israels Sonne, seine Rose, sein Glorienschein und auch sein Duft zugleich, des Volkes Herz, das glühende, das starke." Er stellte sein ganzes Leben, seine Reisen und seiner Tage Mühsal in den Dienst der messianischen Idee, er war ihr Apostel. Zur Zeit der Statthalterschaft des Tineus Rufus unter Kaiser

Hadrian brach der im geheimen lange vorbereitete Aufstand offen aus. Den hebräischen Überlieferungen zufolge soll Hadrian den Juden anfangs nicht abhold gewesen sein, zweifellos darum, weil er ihre Pläne nicht kannte. Da er sich gerne mit eigenen Augen von jedem überzeugte, sich nur auf das eigene Urtheil verließ und aus diesem Grunde weite Fahrten nicht scheute, so drang er während seines Aufenthaltes in Syrien tiefer in die Kenntnis der Lebensverhältnisse und der Einrichtungen des jüdischen Volkes ein. Dadurch vollzog sich in seinen Ansichten über letzteres eine Wandlung, und er strebte nun die völlige Niederwerfung und Ausrottung Israels als einer politischen Macht an, die gänzliche Unterdrückung alles dessen, was an die Idee des Judenthums aus den ruhmvollen Epochen desselben erinnern konnte. So wurde Jerusalem in eine römische Colonie umgewandelt, welche den Namen Aelia Capitolina erhielt, und den heidnischen Göttern wurden daselbst Tempel erbaut. Damit war das Signal zum Ausbruche der Empörung gegeben, welche ungewöhnliche Dimensionen annahm. Der greise Rabbi Akiba bedurfte zur Verwirklichung seiner Pläne eines kräftigen Armes, der festen Hand eines Kriegsmannes und Feldherrn. Ein solcher war Bar Kochba, dessen Namen er als „Sohn des Sternes" deutete, sich dabei auf die feierliche messianische Weissagung berufend: „Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und dessen Feinde zerschmettern, und unter seiner Führung wird Israel siegreich streiten." Rabbi Akiba war für Bar Kochba das, was einst für König David Samuel gewesen. Er ließ ihn als König, als Messias ausrufen, er hielt ihm als erster des Rosses Bügel, wenn er bei Festlichkeiten oder beim Auszuge zum Kampfe sich auf dasselbe schwang. Jerusalem war an dem Aufstande nicht betheiligt. Zum Mittelpunkte seines neuen Reiches erhob Bar Kochba Betar, eine heute verschollene Stadt, deren topographische Lage nicht mehr bestimmt werden kann. Er befestigte sie und legte zum Behufe der Zufuhr von Lebensmitteln und des bequemeren Verkehres mit anderen befestigten Städten zu ihr leitende Laufgräben an. Der Krieg dauerte mehr als drei Jahre. Bald war der grausame Statthalter Tineus Rufus geschlagen, und ebenso wie ihm ergieng es mehreren seiner Nachfolger. Bar Kochba eroberte im Fluge eine ganze Reihe von Städten und wichtigen Positionen und wurde als König proclamiert. In seiner Noth berief Hadrian seinen besten Heerführer, den Julius Severus, aus Britannien zurück, schickte ihn nach Judäa und gab ihm seine tüchtigsten Unterfeldherrn als Legaten mit. Severus unternahm keine übereilten Angriffe, wartete zu und wich nach Thunlichkeit Zusammenstößen aus. Hatte er aber eine Stadt erstürmt, dann wüthete er in ihr auf entsetzliche Weise. Nach langer Belagerung, während welcher die Eingeschlossenen die Qualen des Hungers und des Durstes im höchsten Maße zu erleiden hatten, fiel endlich auch Betar, wahrscheinlich durch Verrath; die Römer dürften durch jene Laufgräben eingedrungen sein, welche der Stadt die größte Sicherheit hätten gewähren sollen. Der Fall der Stadt und der Sturz Bar Kochbas sind in Dunkel gehüllt. Es steht bloß fest, dass Bar Kochba im Kampfe den Tod fand.

Dies ist der historische Rahmen von Vrchlický's Dichtung. „Die Geschichte," sagt der Dichter, „gibt nur die Umrisse an, auch diese nicht genau und nicht in allem verläſslich. Die Tradition, namentlich die rabbinische und die spätere, übertreibt und vergrößert manches. Des Dichters Aufgabe war es nun, Aufklärungen zu suchen, Verbindungen herzustellen, auf festen, der Wahrheit wenigstens nahekommenden Grundlagen sein Gebäude aufzuführen und sich beim Auftragen der Farben auf sein Bild dadurch bestimmen zu lassen, wie tief er in seinen Stoff eingedrungen, wobei immer die historische Möglichkeit im Auge zu behalten war. Innerhalb dieses Rahmens aber gebürte ihm völlige Freiheit, ebenso im Aneinanderfügen und im Aufklären der Thatsachen und der Vorgänge in den Seelen der handelnden Personen wie auch im Plan und in der Eintheilung des ganzen Stoffes." Er hat diese goldene Freiheit weidlich ausgenützt und dabei seine schöpferische Kraft ins hellste Licht gesetzt. Bewunderung und heilige Scheu sind die Gefühle, welche uns bewegen beim Anblicke des großartigen, gewaltigen, majestätischen Gebäudes, das er aufgeführt. Ein Künstler von Gottes Gnaden spricht im „Bar Kochba" zu uns.

Die jüdische Volksseele, in die sich Vrchlický con amore vertieft hat, wird vor uns lebendig, so daſs wir in ihr wie in einem offenen Buche lesen. Er leuchtet in die Werkstätte derselben hinein, wir belauschen sie, wenn sie zu Tode betrübt ist, und wenn sie himmelhoch jauchzt, wir sehen sie am Webstuhle der Geschichte in der meisterhaft geschilderten Volksversammlung im Thale Bet-Rimmon, in welcher der das Recht seines Volkes auf die heimatliche Scholle betonende und in prophetischer Verzückung den Aufruhr gegen die alte Wölfin Roma predigende Rabbi Akiba durch das Feuer seiner Rede über die bedächtigeren und demgemäß sich in Resignation fassenden Collegen, die eindringlich vor einer Erhebung warnen, den Sieg davonträgt; warmes, kräftiges Leben pulsiert in den Rabbinen, den in die Ferne schauenden Augen und dem Gewissen des Volkes, die schwärmerische, überschäumende Phantasie desselben, sein kühl berechnender und erwägender Verstand, sein tiefsinniger, Berge versetzender Glaube und seine Energie sind in Akiba, Theradion, Gamliel, Eleazar Med und Bar Kochba glänzend verkörpert.

Bar Kochba, der Simson redivivus, lernte sich in der Einsamkeit, in der Wüste, in welcher er in Buße der Jugend Blüte als Opfer darbrachte, inmitten der Gräber des Thales Josaphat fühlen. Schwere, starke Zweifel hatte er niederzukämpfen, bis er sich zu dem Glauben an sich selbst, an seine auf die Erhöhung Israels abzielende Sendung emporrang. Wir wollen hier einen Theil des gedankentiefen Monologs, in welchem der Dichter die seinen Helden zerfleischenden Zweifel Revue passieren läſst, citieren:

Was todt ist, das ist todt. So auch mein Volk.
Erwecken will ich's — doch warum, und darf ich's?
Wär's besser nicht, de alten Staub zu fegen
Zu älterm Staub und ihm zu sagen: Schlaf' nur!
Was kann aus Staub denn werden nur als Staub?
(Pause.)

So war ich einsam hier als wie ein Leichnam
Und wollte nichts vom Leben wissen mehr;
Ich fluchte ihm und wies es hart von mir,
Doch drängte stets es sich an mich heran.
Im Glöckchen klang's am Hals der irren Ziege,
Die sich verlaufen hatt' ins Thal des Todes;
Es klang im Schrei des Mädchens, das ihr rief,
Sie lockte, dass zur Rückkehr sie sich wende;
Ein Schatten zwischen Felsen, sah ich's lachen
Aus ihrem Aug' und Haar, von junger Brust,
Die unter ihrem groben Kittel wogte . . .

Das Leben, das ich doch verleugnen wollte,
Im Blatt des Epheus, der hervordrang aus
Der Felsenwand, rief's mir mit grüner Zunge:
Ich bin, o sieh! Warum verleugnest Du mich?
Und an den Vorwurf klammert' ich mich an,
Die Fäuste ballt' ich, hob gen Himmel sie
Und fragte Dich, der Du in Wolken thronst,
Selbst lebst und allem gerne Leben spendest,
Warum Du meinem Volk es denn versagst.
's will alles leben: Vogel auf dem Zweig,
Im Staub der Käfer, Natter im Gestein;
Warum denn nicht der Mensch nach eignem Willen
Und nach den Gaben, die Du ihm verliehst?

Aussätzige besucht' ich, fürchtete
Ansteckung nicht; durchs Gitter vor dem Felsen
Sprach ich mit ihnen; die auch wollen leben
Und leben, ob auch sich zum Ekel und
Den andern Menschen. Und ihr Elend sah ich
Und maß, beurtheilt' alles — doch vergebens!
Dass ich 'nen Willen hab', ich fühlt's; allein
Warum aufraffen kann ich mich nicht und
Mit voller Kraft durchführen, was ich will?
Die Schulen der Gelehrten hab' besucht ich.
Was ich gefühlt, es weiß es Ben Akiba,
Theradion, der weiß gut, was ich gedacht;
Im Forschen finden jene beiden Glück.
Doch ich, ein wunder Adler, kehre wieder
Aus ihrem Reich, das widerlich mir ist,
Wenn's auch gedankentief. — Wer ist Gott näher?
Bin ich ihm nahe heut' nach langem Fasten?
Wer sagt es mir? — Die Nacht senkt sich herab;
Auf die Nacht, die in mir ist, folgt kein Morgen.

Von großen, universalistischen, weltumfassenden Gesichtspunkten ist die Unterredung zwischen dem siegreichen, Schrecken in den Legionen der Römer verbreitenden Sternensohne und Judas, dem 15. Bischof der christlichen Gemeinde in Jerusalem, getragen. Vrchlický lässt den jüdischen Messias um das schon damals mächtig aufstrebende Christenthum als Bundesgenossen im Kampfe gegen Rom werben. Der Bischof gibt ihm indes einen abschlägigen Bescheid, weil die Juden für ihr Vaterland und dessen Freiheit kämpfen, wogegen den Christen Vaterland und Freiheit nichts gelten, da ihr Reich nicht von dieser Welt sei. Ein

Reich des Geistes sei das ihre, der kenne Landesgrenzen und Nationen nicht. Ein echter Jünger des Heilands läſst er sich vernehmen:

Was ist uns Hadrian, was Bar Kochba denn?
Nur Schatten an der Wand, Schauspieler bloß
Auf der Weltbühne, welche kommen, gehen:
Wir wandern weiter in der Zeiten Ferne
Und bis ans End' der Welt, ja weiter noch.
Was kann Weltherrschaft denn für uns bedeuten,
Was Macht und Größe . . .
Das alles ist bedeutungsloser Tand.
Arm waren die Apostel, arm sind ihre
Nachfolger . . .

Bar Kochba, dessen Sinnen und Trachten an dieser Welt haften, hat jedoch nicht unrecht, er erweist sich vielmehr nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte als ein tüchtiger Menschenkenner, wenn er dem von dem Geiste Christi beseelten, von ihm völlig durchdrungenen Bischof entgegnet:

Dann müſste schlecht ich doch die Menschen kennen,
Die Zukunft wird's beweisen, dass ich mich
Nicht täusch' und recht in diesem Streite habe.
Heut' urtheilst weise Du — ich glaub's ja gern,
Dass Ihr dem Geiste gleicht, der über den
Gewässern schwebt, nur seiner Sendung folgend.
Wie lang doch währt das? Ihr seid Menschen auch,
Und wenn aus Euch der Mensch erst spricht einmal,
Dann werdet Ihr nicht besser sein als wir.

Die wahren, tieferen Ursachen von Betars Fall sind, wie schon erwähnt wurde, in Dunkel gehüllt. Sehr sinnreich verknüpft der Dichter, der hier also vollkommen freie Hand hat, die Peripetie in Bar Kochbas Geschick mit dessen Stellung gegenüber den Rabbinen. Sein hochfahrender, von den glänzenden Erfolgen berauschter und ungestümer Geist, der nur Thaten, nicht Gedanken oder, wie er zu sagen beliebt, Wortspiele schätzt, will sich nicht länger an der Leine der einflussreichen Schriftgelehrten führen lassen. Es kümmert ihn nicht, dass sie ihm grollen, weil er der theokratischen Verfassung des jüdischen Staatswesens ins Gesicht schlägt, im Gegensatze zu den früheren Königen die Functionen des Hohepriesters nicht ausübt; er verschmäht Akibas Rath, ihnen gegenüber einzulenken, und verbannt sie aus Neu-Jerusalem. Doch dies erklärt im Grunde genommen allein den moralischen Sturz Bar Kochbas, nicht seinen wirklichen Sturz. Der Dichter schafft daher ein ganz neues Motiv. Der von den Rabbinen, selbst von Akiba verlassene Bar Kochba wirft sich, da ihm die Kabbala ein Buch mit sieben Siegeln ist, in seiner Verzweiflung der „schwarzen Magie" in die Arme, hierzu verleitet durch seine fanatische Gattin, die von dem Dichter gleichfalls frei erfundene Judith. Dem ägyptischen Culte huldigend, begeht sie gegen den ausgesprochenen Willen ihres königlichen Gemahls einen Mord an einem unschuldigen Kinde, und diese That zieht seinen Fall nach sich, da der unglückliche Vater des getödteten Kindes, um es zu rächen, ihn verräth.

Es berührt uns angenehm, dass Bar Kochba, nachdem er reuig zu Jehova, dem Gotte des Lichtes, zurückgekehrt ist, unbewusst sich ad absurdum führt, den Messias so auffasst, wie er sich im Geiste der jüdischen Weltanschauung darstellt — als etwas Unpersönliches, als die Einheit der Menschen in der Gottesliebe und Menschenliebe; mahnt er doch Judith nach vollbrachter Schreckensthat:

. . . Raff' auch Du Dich endlich auf,
Und blick' ins Licht, nicht in das Dunkel mehr!
Versuch' durch Liebe alles auszugleichen,
Dann wird Dein Samael dem Jehovah endlich
Noch bieten zur Versöhnung seine Hand!
Nicht kann ja ewig dauern jener Kampf,
Der spaltete die Welt in Gut und Böse.
Die streitenden Grundstoffe werden einst
Zur Ruhe kommen auch, und alles wird
Auflösen sich in Harmonie und Frieden!
Das ist ja der Gesammtheit letztes Ziel
Und ist der ganzen Menschheit höchste Hoffnung.

Wir würden uns außerordentlich freuen, dem Drama des čechischen Meisters auf unserer ersten deutschen Bühne zu begegnen. Es wäre dieser würdig in Ansehung der plastischen Gestaltung seiner Charaktere, der herrlichen Seelenmalerei, der vornehmen, schwungvollen Sprache sowie des Reichthums an gehaltvollen Sentenzen und farbenprächtigen Bildern.

„Der Minnehof." Lustspiel in 3 Acten. Autorisierte Übersetzung aus dem Böhmischen von L. Breisky. W. Braumüller. Wien 1900. 8°.

Vrchlický ist nicht nur ein gewaltiger Tragiker, sondern auch ein sinniger, geistvoller, über Pikanterie und Esprit verfügender Lustspieldichter. Es erhellt dies schon aus seinem eben erschienenen Lustspiel „Der Minnehof", welches ein wahrer Prachtwurf genannt werden kann. Die Handlung spielt um das Jahr 1314 in Avignon, wo damals Papst Innocenz VI. residierte. Das Gericht der Liebe versammelt sich, um in zweifelhaften Fällen Liebespaaren guten Rath zu ertheilen, unter uneinigen Liebesleuten Frieden zu stiften und ihnen von neuem der Minne süßen Born zu erschließen. Zwei Probleme ziehen ganz besonders das Augenmerk des hohen Gerichtshofes auf sich. Die Gattin des Grafen Lascaris ist ihm mit der Begründung untreu geworden, dass:

Was Liebe schenkt — schenkt sie aus freiem Willen
Und ohne Zwang und gern; im Ehestand
Indes entscheidet lediglich die Pflicht —
Unmöglich ist drum Liebe in der Ehe!

Und der Troubadour Simon Doria wirft die Frage auf, ob die Liebe wie ein Blitz ins Herz fahre — in einem Augenblicke, der kürzer währt, als die Biene sich zum Blütenkelche senkt, als der Mondschein auf der Wasserfläche zittert, als der Spiegel eines Mädchens Bild auffängt, oder ob die Liebe längerer Zeit bedarf, um sich zu entfalten. In der That, man müsste ein Dichter sein, um das sich aus fein zugespitzten

Situationen zusammensetzende und lyrisch angehauchte Lustspiel stilgerecht in seine Theile aufzulösen. Bei allen Vorzügen der Composition, bei allem Farben- und Formenreichthum, bei aller Frische und Lebendigkeit, bei allem Liebreiz und aller Liebenswürdigkeit des Dialoges lagern über dem Lustspiele jedoch auch Schatten.

Sehr würdig ist Francesco Petrarca eingeführt. Er öffnet zwar selten den honigsüßen Mund, aber das wenige, das er spricht, ist Geist von dem Geiste „der Sonne der Provence, des Meisters des Gesanges, dessen Schüler zu sein, die Sterne sich im Einklang streiten". Wie sieht es dagegen mit dem Troubadour Lanfranc Cigalla aus? Petrarcas Jünger nennt er sich wohl, sein Singen und Sagen ist jedoch durchaus nicht danach angethan, dem Meister Ehre zu machen. Esparbilla, der Notar und Secretär des Minnehofes, stellt Cigalla und dessen Freund, den erwähnten Doria, als die „Blüte der Provence" vor. Am allerwenigsten indes kann ein solches Epitheton bei dem Sänger des Sonettes:

. . . O Liebe, kannst Du Liebe
Erwecken nicht, schlaf' ein in meinem Herzen,

schon nach diesem Anfange zu schließen, ernst genommen werden. Und es gemahnt an eine Posse, eine Burleske, dass der edle Sänger, weil er nichts zu reden weiß, sich Mundsperre auferlegt und, um seine Verlegenheit zu maskieren, tiefen Schlaf heuchelt, ja sogar das Schnarchen nicht verschmäht. Er ist Troubadour wie lucus a non lucendo.

Doria kann sich schon eher sehen lassen. Aber er ist, wenn man so sagen darf, ein kurzathmiger Dichter, denn:

Seit ich ein lebendes Gedicht erschaut,
Verloren meine Verse Form und Laut.

Während Eros die Psyche beschwingt, die Muse beflügelt, sie mit den erhabeneren Zwecken wachsen macht, ihr gewissermaßen energisches, schöpferisches Selbstbewusstsein verleiht — Selbstbewusstsein heißt nicht etwa nur sein Spiegelbild sehen, es heißt vielmehr im höheren Sinne des Wortes von dem eigenen Ideal ergriffen werden, die Richtung und den Antrieb von ihm empfangen — ertheilt sich der von der Liebe überwältigte Doria das Armutszeugnis, die Liebe lösche ihm jedes Lied aus im Herzen, und er müsse zu fremden Liedern seine Zuflucht nehmen.

Peter Valbez, Graf von Ventimille, stellt die beiden Berufssänger tief in den Schatten, und zwar hat ihm die Liebe, welche Dorias Liederquell getrübt, die Zunge gelöst. Sogar Peters älterer Bruder Wilhelm, ein berüchtigter blindwüthiger Weiber- und Dichterfeind, dem erst Fanetta von Romanin, die Vorsitzende des Minnehofes, den Staar sticht, thut es nach dieser Operation der „Blüte der Provence" zuvor. Da die edle Hausfrau ihm die auf die Gelegenheit gemünzte Geschichte erzählt:

Die Elfen fiengen endlich ein den Bären
Und wollten gern, dass er mit ihnen tanze.

Was thaten sie? Mit Honig schnell bestrichen
Sie ihrer Kleider Saum und ihre Schleier
Und drehten sich im Reigen. Und der Bär —
Vom Honig angelockt, begann zu tanzen
Und wollte ihren raschen Wirbeln folgen.
Allein sie schlangen ihren Reigen immer wilder
Und schneller, bis der unglückliche Bär
In ihrer Mitte, um ein Stück Gewand
Zu haschen, hüpfte, sprang, sich dreht' und tanzend
Den Athem schier verlor —

fällt er feinsinnig ein:

. . . Lasst mich beenden!
Der Elfen Schönheit wirkte aufs Gemüth
Des armen Bären mehr als süßer Honig.
Er fieng zu weinen an; und wie die Thränen
Ihm liefen über seine zott'gen Wangen,
Fasst' er die Elfenkönigin beim Schleier
Und riss sie ungestüm in seine Arme.
Doch als sie mit dem Blicke ihn gestreift,
Da fiel von ihm das krause Bärenfell —
Als Ritter stand er da, durch Lieb' erlöst —
Der Bann des bösen Zaubers war gebrochen.
Ich bin der Bär — o, seid die Königin!

M.

Österreichische und Ungarische Bibliographie.

Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses. Herausgegeben unter Leitung des Oberstkämmerers Seiner kaiserlichen und königlichen Apostolischen Majestät Hugo Grafen von Abensperg und Traun vom Oberstkämmereramte. Redacteur: Dr. H. Zimmermann. 21. Band. Mit 35 Tafeln und 184 Text-Illustrationen in Heliogravure, Lichtdruck, Phototypie und Zinkographie. Prag, Wien und Leipzig 1900. I. Theil: Abhandlungen. Die toscanische Landschaftsmalerei im 14. und 15. Jahrhundert, ihre Entstehung und Entwicklung. Von Wolfgang Kallab. — Typen der Wiener Genesis auf byzantinischen Elfenbeinreliefs. Von Hans Graeven. — Moritz von Schwind und das Wiener Opernhaus. Von Alois Trost. — Zur Geschichte der Miniaturmalerei am Hofe der Este in Ferrara. Stilkritische Studien von Hermann Julius Hermann. — Ein Kunstsammler im alten Wien. Von Robert v. Schneider. — Register zum I. Theil. — II. Theil: Quellen zur Geschichte der kaiserlichen Haussammlungen und der Kunstbestrebungen des allerdurchlauchtigsten Erzhauses. Urkunden und Regesten aus dem k. k. Statthaltereiarchiv in Innsbruck (1364 bis 1490). Herausgegeben von M. Mayr-Adlwang. (Fortsetzung.) — Register zum II. Theil.

Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Redigiert von Dr. Franz Steindachner. XV. Band 1900. Mit 9 Tafeln und 25 Abbildungen im Texte. Wien 1900. Plantae Pentherianae. Aufzählung der von Dr. A. Penther und in seinem Auftrage von P. Krook in Südafrika gesammelten Pflanzen. Von Dr. A. Zahlbruckner. Pars I. (Mit 4 Tafeln und 5 Abbildungen im Texte.) — Meteoreisen-Studien X. Von E. Cohen. — Mittheilungen über Nacktschnecken in der Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Von Dr. J. Fl. Babor. — Über Simonyit- und Glauberitkrystalle von Hallstatt. Von Dr. R. Koechlin. (Mit 1 Tafel.) — Verzeichnis der gelegentlich einer Reise im Jahre 1897 in den rumänischen Karpathen gesammelten Kryptogamen. Von Prof. K. Loitlesberger. — Desmidiaceen aus den Ningpo-Mountains in Centralchina. Von Dr. J. Lütkemüller. (Mit 1 Tafel.) — Zur Kenntnis der Stridulationsorgane bei den Rhynchoten. Ein morphologisch-biologischer Beitrag von Anton Handlirsch. (Mit 1 Tafel und 15 Textfiguren.) — Zur Kenntnis der Hymenopterengattung Eidopompilus Kohl. Von Franz Friedrich Kohl. (Mit 1 Tafel.) — Über Glauberit vom Dürnberge bei Hallein. Von Dr. Rudolf Koechlin. (Mit 1 Abbildung im Texte.) — Zur Kenntnis der Arachnidenfauna Südafrikas (Scorpiones). Von Dr. A. Penther. (Mit 2 Abbildungen im Texte.) — Ein neuer termitophiler Aphodier aus dem Oranje-Freistaat. Von Dr. Hans Brauns. (Mit Bemerkungen und 1 Tafel von E. Wasmann S. J.) — Schedae ad „kryptogamas exsiccatas" editae a Museo

Palatino Vindobonensi. Auctore Dre. A. Zahlbruckner. Centuriae V—VI. Trematoden der Chiroptera. Von M. Braun. (Mit 1 Tafel.) — Monographie der Bienengattung Centris (s. lat.). Von H. Friese. Mit 2 Abbildungen im Texte. — Notizen.

Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien. Band III. Mit 6 Tafeln und 132 Textfiguren. Wien 1900. O. Benndorf: Zur Stele Xanthia. — P. v. Bieńkowski: Zwei attische Amphoren in Madrid. — J. Böhlau: Glasiertes Thongefäß aus Samos. (Tafel VI.) — E. Bormann: Neue Militärdiplome des Museums zu Sofia. — R. Heberdey und W. Wilberg: Grabbauten von Termessos in Pisidien. — M. Hornes: Gravierte Bronzen aus Hallstatt. — P. Kretschmer: Die Weihinschrift der Wächter aus Ligurio. — W. Kubitschek: Eine Verzehrungssteuer in Rom. — A. Mahler: Zum delphischen Wagenlenker. — Th. Mommsen: Volksbeschluss der Ephesier zu Ehren des Kaisers Antoninus Pius. — R. Münsterberg: Der homerische Thalamos. — L. v. Schroeder: Ein Erklärungsversuch der Duenos-Inschrift. — M. M. Vassits: Bronze in Belgrad. — H. Vysoký: Odysseus oder Hephaistos? — A. Wilhelm: Nachlese zu griechischen Inschriften. Zwei Inschriften aus Paros. Der Dichter Antiphon. Ein Friedensbund der Hellenen. Inschrift aus Syrakus. — F. Winter: Griechische Porträtstatue im Louvre. (Tafel I, II.) Zu Euphronios. (Tafel III bis V.) — J. Zingerle: Grabrelief aus Palmyra. — Beiblatt. O. Benndorf: Jünglingskopf der Akropolis. J. v. Bersa: Dalmatinische Alterthümer. F. Bulić und R. v. Schneider: Zwei Sculpturen aus Salona. F. Frh. v. Calice: Zur Topographie des oberen Bosporus. R. Heberdey: Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in Ephesus. J. Jung: Mittheilungen aus Apulum. E. Kalinka: Inschriften aus Syrien. Zur historischen Topographie Lykiens. W. Kubitschek: Notizen aus dem Leithagebiete. H. Liebl: Epigraphisches aus Slavonien und Südungarn. J. Ornstein: Die Westgrenze Daciens. A. v. Premerstein und R. Bulić: Antike Denkmale in Serbien. H. Riedl: Inschriften in Dechantskirchen. K. Škorpil: Neue Funde in Varna. A. Stein: Nachlese zur Liste der Präfecten von Ägypten. E. v. Stern: Grabstein eines Thrakers in Olbia. R. Bulić: Zur Chronologie der Kaiser Philippus II., Decius und Valusianus. R. Weißhäupl: Funde in Südistrien. A. Stein und O. Benndorf: Nachträge. Karl Schenkl. Nikolaus Dumba.

Jahrbuch der kaiserlich-königlichen geologischen Reichsanstalt. Jahrgang 1900. L. Band, 2. Heft. Wien 1900. Coelacanthus Luzensis Tellor. Von Dr. M. Reis. Mit 2 Lichtdrucktafeln. (Nr. IX und X.) — Die Herkunft der Moldavite und verwandter Gläser. Von Dr. Franz E. Sueß. Mit 8 Lichtdrucktafeln. (Nr. XI [1] bis XVIII [VIII]) und 60 Zinkotypien im Text.)

K. k. Geologische Reichsanstalt. Bericht über die Feier des 50jährigen Jubiläums der k. k. Geologischen Reichsanstalt. Zusammengestellt von Oberbergrath Dr. Emil Tietze und Dr. Anton Matosch. Wien 1900.

K. k. Geologische Reichsanstalt. Festvortrag des Directors Hofrath Dr. Guido Stache. Separatausgabe zur Erinnerung an die Jubiläumsfeier des 9. Juni 1900. Mit 3 Lichtdruckbildern nebst einem Anhange von Anmerkungen und historischen Daten sowie 2 Grundrissen des Anstaltsgebäudes. Wien 1900.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 142. Band. Wien 1900. Wessely: Bruchstücke einer antiken Schrift über Wetterzeichen. — Thaner: Die literargeschichtliche Entwicklung der Lehre vom Error qualitatis redundans in personam und vom Error conditionis. — Bittner: Der Einfluss des Arabischen und Persischen auf das Türkische. Eine philologische Studie. — Wilhelm: Ετος und ενιατος. — Nöldeke: Fünf Mo'allaqāt. Übersetzt und erklärt. II. Die Mo'allaqāt Antaras und Labīds. — Herzog: Untersuchungen zu Macé de la Charités altfranzösischer Übersetzung des alten Testamentes. — Schönbach: Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt. Zweites Stück.

Zeugnisse Bertholds von Regensburg zur Volkskunde. — v. Grienberger: Untersuchungen zur gothischen Wortkunde. — Wessely: Epitrisis. Eine Untersuchung zur hellenistischen Amtssprache. — Kastil: Die Frage nach der Erkenntnis des Guten bei Aristoteles und Thomas von Aquin.

Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. 109. Band. Wien 1900. Abtheilung I, 7. Heft. Brauer F.: Über die von Professor O. Simony auf den Canaren gefundenen Neuroptera und Pseudoneuroptera (Odonata, Corrodentia et Ephemeridae). — Fuchs Th.: Über die bathymetrischen Verhältnisse der sogenannten Eggenburger und Gauderndorfer Schichten des Wiener Tertiärbeckens. — Bischof J.: Einige neue Gattungen von Muscarien. — Schaffer F.: Geologische Studien im südöstlichen Kleinasien. — Mazelle E.: Mittheilungen der Erdbebencommission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. XIX. Die tägliche periodische Schwankung des Erdbodens nach den Aufzeichnungen eines dreifachen Horizontalpendels zu Triest.

Abtheilung IIa, 8. und 9. Heft. Schweidler E.: Über das Verhalten flüssiger Dielektrica beim Durchgange eines elektrischen Stromes. — Abegg R. und Immerwahr Cl.: Über den Einfluss des Bindemittels auf den photochemischen Effect in Bromsilberemulsionen und die photochemische Induction. — Puschl K.: Über die specifische Wärme von Lösungen. — Holetschek J.: Über die Unsichtbarkeit von Kometen für den Äquator und für höhere geographische Breiten.

Abtheilung IIb, 8. bis 10. Heft. Ripper M.: Eine allgemein anwendbare maßananalytische Bestimmung der Aldehyde. — Zulkowski K.: Über die Constitution des Andalusits und des Disthens. — Herzog O. und Kruh O.: Über einige Condensationsversuche von Isobutyraldehyd mit aromatischen o-Aldehyden. — Trener G. B.: Über Einwirkung von Aldol und Crotonaldehyd auf Phenylhydrazin. — Franke A.: Über die Einwirkung von Natronlauge auf das Propanal — 2 — Methyl — 2 — Oxy. (Ein Analogon der Reaction Cannizaros in der Fettreihe.) — Wogrinz A.: Über die Condensation von Isobutyraldehyd und Acetaldehyd. — Plattensteiner R.: Über die Condensation von Isobutyraldehyd und Crotonaldehyd. — Emich F.: Über explosive Gasgemenge. — Kohn M.: Über die Condensation des Isobutyraldehyds mit Propionaldehyd.

Abtheilung III, 5. bis 7. Heft. Biehl K.: Über die intracranielle Durchtrennung des „Nervus vestibuli" und deren Folgen. — Rabl H.: Über Bau und Entwicklung der Chromatophoren der Cephalopoden nebst allgemeinen Bemerkungen über die Haut dieser Thiere. — Zuckerkandl E.: Zur Morphologie der Arteria pudenda interna. — Derselbe: Beiträge zur Anatomie des Riechcentrums.

Österreichische und Ungarische Dichterhalle.

Übersetzungen aus dem Polnischen von Robert Braune.

Gottschee.

An D . . . D . . .

Von Adam Mickiewicz.

Wenn 's Liebchen, aufgelegt zu Lust und Scherz,
Mit Girren, Zwitschern, Flöten sich zu zieren
Beginnt, wird mir dabei so wohl ums Herz,
Dass ich, um ja kein Wörtchen zu verlieren,
Sie nicht zu unterbrechen wag', zu stören,
Um nur zu hören, hören, hören . . .
Doch leiht dem Aug' der Sprache Feuer Glanz,
Den Wangen höhres Roth, blitzt aus Korallen
Der Zähnchen Perlenreih' — dann find' ich, ganz
Versenkt ins Schaun, am Hören kein Gefallen
Und kann's, ihr Mündchen schließend, leicht vermissen,
Um nur zu küssen, küssen, küssen!

Todtenwacht.

Von A. Urbański.

Gebettet in schneeig weißes Linnen,
Bekränzt mit Blumen und Ranken in Fülle,
So lag auf der Bahr' ihre sterbliche Hülle
Im dämmrigen Trauergemache drinnen.
Rings Schweigen, ein Mönch nur Gebete lallt —
Sie ruhte im Sarge stumm und kalt.
Ihr bleiches Gesicht, von Atlas umflossen,
Ist lieblich umrahmt von blonden Flechten,
Die Schläfe geschmückt mit der Blume, den Nächten
Der zaubrischen Sonnenwende entsprossen,

Die niemals welk wird, niemals alt —
Sie ruhte im Sarge stumm und kalt.
Ein Kreuzchen bergen die weißen Hände
An starrer Brust ohne Laut und Leben,
Der Mund, dem man fromm ein Lächeln gegeben,
Spricht tonlos: Der Becher ist leer, zu Ende
Der Kreis eines Daseins, das Edlem nur galt —
Sie ruhte im Sarge stumm und kalt.
Die blauen Augen, geschlossen für immer,
Sie leuchten nicht mehr in Lust und Freude;
Die letzte Thräne, erzählend vom Leide
Der Trennung, erglänzt mit der Perle Schimmer.
Rings Schweigen, ein Mönch nur Gebete lallt —
Sie ruhte im Sarge stumm und kalt.

Improvisation.

Von Julius Roger.

Du willst ein Liedchen hören
Gleich aus dem Stegreif, ohne Weilen?
„Wie bist Du schön! Du weißt es wohl . . .“
Beginnen meine Zeilen.
Du willst ein Liedchen hören?
„Wer fiel als Deiner Äuglein Beute?
O süßer Schelm, Du weißt es wohl . . .“
Ist meiner Strophen zweite.
Soll ich noch weiter singen?
Wenn doch mein armer Kopf was fände . . .
„Ich liebe Dich! Du weißt es wohl!“
Mein Liedchen ist zu Ende.

Übersetzungen aus dem Polnischen von Leo Grünstein.

Wien. Gedicht von Andreas Niemojewski.

Weshalb führst Du mich, o Sehnsucht, durch der Wüste Nebelschleier
Immer weiter, fern und ferner aus dem menschlichen Gehege?
Weshalb weckt mich, wenn ich einsam meiner liebsten Ruhe pflege,
Stets Dein Arm aus Traumesbrüten, meinem lindernden Befreier?
Weshalb stampft die Steppe gleichsam des Erinnerns Öde nieder
Und befiehlt aus ihr zu flüchten in die Ferne immer wieder?
Sieh, o Sehnsucht, nach der Steppe, die im Feuersbrand verlohte,
Und den Spuren der Erinnrung, die verkohlt und schwarz sich weiten!
Nur der Rauch läßt noch darüber kreisend seine Ringe gleiten,
Und es leuchten die Gedanken gleich dem hellen Flammenrothe.
Hinter uns all das Vergangne in dem wilden, wüsten Walten,
Und die Zukunft, sag' mal, wird sie etwa anders sich gestalten?

Dichtungen von Marya Konopnicka.

Ihre Seele blühte wie ein Feldblümelein
In Blättern so weiß und so blau und so klein;
Sie prangte, ein Kind, in des Frühlings Zier:
Ich fühlte ein neues Leben in mir.
Von meiner Stirne der Winter wich,
Ins Herz mir des Frühlings Sänger schlich,
Und Flötenmusik und Lenzmelodein,
Sie zogen ins Herz und Haupt mir hinein.
Ich glich einer Raupe; ich hüllt' mich ins Grün
Der Haine und sog den Duft des Jasmin;
Eine Welt erschien mir das winzige Blatt,
Das zitternd ihr Händchen geborgen hat.

Nicht Euch, o Nachtigallen, will mein Lied begleiten
Und nicht mit Dir, Du Rose, blühn am Wegesrand,
Wo tausend bleiche Trauerschatten schreiten,
Vom Sturm der Ewigkeiten hergebannt!
Und nicht im Sonnenglanze will es neu erstehen,
In Sonnenstrahlen, die so ruhig scheinen,
Ob Geister glühen und im Kampf vergehen —
Nur Dich allein, o Menschenkind, beweinen!

Du warst schön!
Von Stanisław Rossowski.

Du warst schön — das war zu wenig!
Du warst gut — das war zu viel!
Als ich seufzte — schien's zu zaghaft!
Als ich küsste — schien's zu kühn!
Ich erfrechte mich so gottlos,
Meinen Engel Dich zu nennen . . .
Als ich seufzte — schien's zu zaghaft,
Als ich küsste — schien's zu kühn.
Wie in einer Kirche flüsternd,
Geißelst Du die kecken Worte . . .
Du warst schön — das war zu wenig!
Du warst gut — das war zu viel!

Wo ist Dein Traum?
Von Kasimir Tetmajer.

Wo ist Dein Traum? Wo ist Dein Traum?
Frug mich das Meer, das große,
Die Berge frugen, wo mein Traum,
Und das Rauschen im Waldesschoße.

Die Sonne frug: Wo ist Dein Traum,
Der Herz Dir war und Habe? —
Ich trug mein Herz mit diesem Traum,
Mit meinem Traum zu Grabe!

Des Vaters Schuld.

Aus dem Slovenischen des Janko Kersnik übersetzt von
A. Funtek.

Laibach. (Fortsetzung.)

„Verkaufst Du vielleicht Dünger? Katzendünger etwa?" spottete Lukec, durch die Frage des Katzenonkels höchlich erzürnt. Denn was er zuhause an Dünger hatte, das sparte er immer für seinen kleinen Krautacker auf; die sonstige Aussaat musste der schwammige Boden selber zur Reife bringen.

„Gib Dich zufrieden!" besänftigte ihn der Katzenonkel und schritt langsam der Hütte zu.

Lukec warf seine Haue in eine Ackerfurche und folgte ihm, die Weiber dagegen nahmen den Korb mit den Erdäpfelschnitzen und begaben sich zum Hange, um sie einzupflanzen.

„Erdäpfel, Erdäpfel — gar nicht so übel!" meinte der Onkel und setzte sich auf einen rohen Baumstrunk unter der Dachrinne.

„Wo hast Du denn Deinen Käfig stehen?" höhnte Lukec.

„Wozu fragst Du? Hast ohnehin nichts mehr zum Verkaufe für meinen Käfig."

Lukec würgte den Spott stillschweigend hinunter.

„Ja, ja, Erdäpfel," begann der Katzenonkel wieder. „Ich erinnere mich noch, wie wir sie zum erstenmale bekamen, und Du gleichfalls! Es war gerade vor der Franzosenzeit, die Mutter kochte sie, und meine Schwester — Du kanntest ja Urša, die später nach Triest gieng —"

„Ja, ja! Ist sie gestorben? Hört man nichts von ihr?"

„Oh, sie lebt noch, und es soll ihr sehr gut gehen, aber nach mir fragt sie nicht sonderlich. Je nun, wozu auch? Jeder für sich selbst, dies gilt heutzutage."

Lukec nickte und stieß ein morsches Holzscheit unter seinen Füßen hinweg.

„Und weißt Du, in Triest ist's so übel nicht, die dortigen Dienstplätze sind nicht zu verachten," fuhr der Katzenonkel fort, der so rasch den Übergang von den Erdäpfeln zu den Franzosen, sodann zur Schwester Urša und endlich zu Triest gefunden und jetzt nur noch einen kleinen Schritt zu seinem eigentlichen Ziele vor sich hatte.

„Ich mein's auch! Jeden Tag red' ich unserer Dirne zu, hinzugehen. Arbeiten muss sie ja doch überall, dort aber erhält sie Geld, dass sie sich's sogar ersparen kann!"

Das Gesicht des Onkels hellte sich auf, so dass es einige Augenblicke lang dem abends hinter den Bergen emporsteigenden Vollmonde ähnlich ward; doch sofort verzog er es wieder in ernste Falten und schielte hinab zum Hange, ob wohl die Weiber so weit wären, dass sie das Gespräch nicht belauschen könnten.

„Lukec, setz' Dich herüber!" sagte er hierauf bedeutsam und rückte selbst theilweise vom Baumstrunke hinweg.

Jener gehorchte und fragte neugierig: „Was wird's?"

„Lukec, ich sehe etwas, wobei es einiges zu verdienen gäbe! Höre zu, und dann sprich! Es wird gut sein für Dich, und vielleicht fällt auch für mich eine Kleinigkeit ab."

„Sprich nur!"

„Siehst Du, Lukec, wozu fütterst Du jetzt zwei Personen mehr zuhause? Du und Deine Alte, Ihr könntet mit diesem Äckerlein ganz gut allein fertig werden."

„Was? Und wohin mit dem Kinde? Lenka kann sich einen Dienst suchen, aber das Kind?"

„I wie denn? Mag sie allein gehen! Das Kind fütterst Du, wenn Du für selbes was bekommst."

Lukec begriff, wohin der Onkel hinaus wollte. Langsam hob er sein rechtes Knie und schloss die Hände darunter.

„Wie viel gibt er her?" fragte er, indem er das Knie in den Händen schaukelte.

„Wie viel? Ich weiß es nicht, aber — wenn es Dir recht ist, wenn Du willens bist, werde ich die Angelegenheit ins reine bringen. Ich kenne mich darin aus, und wenn Du nur willst, wenn wir nur wollen, so gibt's einen Verdienst."

Lukec wusste nun zur Genüge, dass der Onkel nicht aus seinem eigenen Antriebe spreche, sondern dass er zu ihm gesandt worden. Eines erschien ihm noch unklar, nämlich was der Vermittler beabsichtige.

„Nimmt denn Kačon das Kind?" fragte er gleichmüthig.

„Beileibe! Das willst Du ihm denn doch nicht anbieten! Aber, gesetzt den Fall, Lenka gienge fort von hier — in Triest erhält man schnell einen Dienst! Das Kind kann hier bleiben."

„Hehe! Hat denn Kačon Angst vor Lenka?" lachte Lukec hartnäckig und spitz.

Jetzt erkannte der Katzenonkel, dass er sich verrathen habe und einen anderen Weg einschlagen müsse. Er nahm daher sofort die Mitte.

„Weißt Du, Lukec — vierzig Kronenthaler zählt Dir der alte Kačon auf der Stelle bar auf, wenn Du die Dirne — nach Laibach, nach Triest, wohin immer schickst! Nur hier darf sie nicht bleiben!"

Vierzig Kronenthaler! Das war eine Summe, wie sie Lukec sein Lebenlang nicht beisammen gesehen hatte. Er fühlte förmlich ein Sausen in den Ohren. Aber er war ein vorsichtiger Mann.

„Hundert Thaler muss der Protz hergeben!" rief er laut.

„So viel gibt er nicht," versetzte der Onkel.

„Wie er will!" grollte Lukec. „So mag sie denn täglich an seinem Hause vorübergehen und ihn an den Meineid erinnern, dessen alle — alle, die oben hausen, schuldig sind —"

„Schweig still, Lukec! So darfst Du nicht sprechen, so kochst Du Deine Suppe nicht gar! Höre zu! Willst Du vierzig Thaler?"

„Hundert, sag' ich."

„Nichts damit."

„Je nun, wenn es sein muss: achtzig könnten es sein. Aber nicht einen Heller weniger," entschied Lukec nach kurzem Bedenken.

„Sei kein Narr! Du kennst doch Kačon! Schlägt er noch fünf Thaler hinzu, so ist's zu Ende."

„Meinetwegen!"

„Also fünfundvierzig!"

„Nein, achtzig, sag' ich."

„So bedenk doch, Lukec, Zahler ist der Alte! Vielleicht gibt er heute noch, was ich sage, morgen könnte es ihn gereuen. Fünfundvierzig — ist's Dir recht, so schlag ein, und ich gehe zum Alten. In einer Woche ist das Geld da, die Dirne muss aber mittlerweile schon fort sein, wo immer, nur hier nicht."

„Hol' der Teufel die ganze Sippschaft!" schrie Lukec erbost, indem er auf die zerrissene Dachrinne seiner Hütte blickte. „Ich werde mein letztes Wort reden: sechzig Thaler soll er geben —"

„Ich auch mein letztes: ich frage Kačon, ob er — fünfzig zahlt."

Doch jetzt blieb Lukec fest, und obwohl der Katzenonkel zweimal aufstand und fortgieng und wiederkam, bei seinen fünfzig Thalern beharrend, er wich von seinen sechzig nicht ab.

Die beiden Weiber pflanzten ihre Erdäpfel bereits am letzten Ackerrande und mussten jeden Augenblick heimkehren.

„Gut," sagte der Onkel, „wenn's Kačon zufrieden ist."

Er bekam Angst, es könnte alles misslingen, falls die Mutter und Lenčika von dem Vertrage Kenntnis erhielten, bevor er abgeschlossen war.

Aber Lukec hatte denselben Gedanken, und so reichten sich die beiden Ehrenmänner die Hände, und der Onkel machte sich zufrieden auf den Weg zu Kačon . . .

Eine Woche später, als Lukec nicht im Stroh ober dem Ziegenstalle schlief, sondern im Zimmer auf der breiten Ofenbank seine Knochen reckte, vernahm er plötzlich ein Klopfen ans Fenster.

„Aha!" grinste er und schlich sachte hinüber.

Das Klopfen wiederholte sich.

„Lenčika! Lenčika! Mach' auf!" flüsterte es draußen.

Lukec öffnete das Fenster, und das bleiche Gesicht Janez' erschien innerhalb des Fensterrahmens.

„Bist Du allein, Lenčika?" fragte er leise.

„Da nimm, Lump!" knurrte Lukec aus dem Dunkel und stieß jenen mit der Faust ins Gesicht, dass er unter die Dachrinne taumelte.

„Nimm, was Dir schon lange gebürt, Du Meineidiger! Wirst wohl nie mehr herüberkommen — die Dirne ist fort!“

Mit diesen Worten schlug er das Fenster zu und tappte, sich die Hände reibend, gegen die Ofenbank.

„Sechzig Kronenthaler — sechzig!“ murmelte er bereits im Einschlafen. „Und der da ist ebenfalls ausgezahlt!“

Der junge Kačon aber irrte auf dem steilen Hange nach Hause; er wusste und fühlte nicht, dass ihm die Wange vom Stoße des Alten blutete, und hatte auch keinen Zorn auf Lukec.

„Die Dirne ist fort, hat der wüthende Alte gesagt! Lenčika ist fort, ohne zu sagen wohin und warum!“ wiederholte sich Janez. „Wohin gieng sie? Warum ist sie fort?“

Im Dickicht unter dem Lepi hrib erscholl das Bellen des Fuchses, und die dumpfen Töne widerhallten unheimlich von den gegenüberliegenden Hängen.

*

Dreiundzwanzig Jahre waren nach diesen Begebenheiten vergangen.

Es war an einem Sonntage, und das prächtige Frühlingswetter lockte Tausende von Wienern hinaus in ihren Prater, wo sich die lebhafte Menge von Allee zu Allee, von Gast- zu Kaffeehaus zerstreute und sich hier mit Carrousselfahren die Zeit vertrieb, dort an den stereotypen Witzen in gebundener und ungebundener Rede der verschiedenen Theaterbuden belustigte. Neugierige begafften die in den Käfigen untergebrachten Löwen, Tiger und Schlangen, während anderswo etliche vor den Buden indischer oder heimischer Tausendkünstler Aufstellung genommen hatten.

In dem Treiben vermisst man auch den slovenischen Studenten nicht. Damals freilich, als vorliegende Abtheilung unserer Erzählung spielte, stand das Vereinsleben der Hochschüler slovenischen Stammes noch keineswegs auf jener Stufe der Entwicklung wie heutzutage; häufig genug gab es nur Gesellschaften von vier oder fünf Gleichgesinnten, die ein angestammtes Gast- oder Kaffeehaus besuchten, regelmäßig ihre Ausflüge in die Umgebung der Stadt unternahmen und so die spätere, auf weiterer Basis aufgebaute Vereinsorganisation ersetzten oder, besser gesagt, vorbereiteten.

An einem runden Tische im großen Garten des Dritten Kaffeehauses im Prater saß auch heute eine solche fünfköpfige Gesellschaft in frohem, lebhaftem Geplauder, das sprungweise die verschiedensten Gegenstände berührte. Von den Witzen der Professoren, die sie im Laufe der Woche gehört, giengen sie zu den brennenden politischen Fragen über und bemäkelten scharf und rückhaltslos die Verhältnisse in der engeren slovenischen Heimat, um sich sofort ihren Instructionsstunden zuzuwenden, die Tag für Tag gegeben werden mussten, um Kleingeld für die Bestreitung des Lebensbedarfes und fürs Studium zu liefern. Von diesem Thema sprang die Unterhaltung auf Mädchen und

Geliebte, auf Polizisten und Hausmeister über, worauf der Gottscheer, der sein Spiel von Tisch zu Tisch anbot, oder der Italiener, der dazumal noch mit Käse und Würsten von Stuhl zu Stuhl hausierte, die Fragen und Antworten mittelbar wieder in andere Bahnen lenkte.

Obgleich sich viel Publicum eingefunden, war der Nachbartisch bisher zufälligerweise unbesetzt geblieben. Unsere Gesellschaft war eben ins vorsichtige Untersuchen und Entrollen dreier Nummern des Gottscheers, die einer unter ihnen gezogen hatte, vertieft, als am unbesetzten Tische nebenan drei neue Gäste, ein ältlicher Herr und zwei junge Fräulein, platznahmen.

Die eine mochte etwa fünfzehn oder sechzehn Jahre zählen und war auf den ersten Blick als die Tochter des Herrn zu erkennen, wogegen die andere vielleicht um die Hälfte älter erschien und, obwohl elegant wie jene und schöner als die jüngere, zu den beiden kaum in einem engeren Familien- oder Rangsverhältnisse stehen konnte.

Drei der Studenten drehten sich sofort nach den Nachbarn um und musterten sie mit neugierigen Augen, während die beiden anderen den Gottscheer neckten.

„Eine Gouvernante," meinte einer der ersten drei, der als besonderer Kenner der Frauenwelt einigen Ruf hatte.

„Und eine Schönheit," fügte der zweite hinzu und wandte sich, das Beispiel seines Genossen nachahmend, wieder dem Korbe des Gottscheers zu.

Sie sprachen slovenisch und leise, so dass sie von den Gästen nebenan nicht verstanden werden konnten. Der dritte aber vermochte nicht seinen Blick von dem liebenswürdigen Mädchen, das ihm gegenüber saß, und das vom früheren Kenner als Gouvernante bezeichnet worden, abzuziehen.

„Oho, Janez!" rief plötzlich einer der Studenten über den Tisch hin. „Du scheinst Dich ja in jene schöne Blondine so ganz und gar verschaut zu haben?"

Der Angerufene erwachte aus seinem Sinnen und wollte ihn missmuthig zurechtweisen, mit einemmale jedoch verstummten betroffen alle fünf, die ihre zehn Augen auf die benachbarte Gesellschaft und namentlich auf das schöne Mädchen geheftet hatten, denn die Blondine, wie sie der letzte Sprecher geheißen, richtete bei den ersten slovenischen Lauten ihren Blick erstaunt und mit freudigem Ausdrucke auf die Studenten, wurde aber bei der beißenden, auf ihren innigsten Bewunderer gemünzten Bemerkung blutroth im Gesichte und wandte sich halb unwillig, halb lächelnd ab.

„Sie ist eine Slovenin!" flüsterten die jungen Leute fast gleichzeitig. „Sie hat uns verstanden."

„Jawohl, Dich und Deine Ungezogenheit!" grollte Janez.

Das Gespräch der jungen Leute schlug nun eine ganz neue Richtung ein; sie hatten das Bewusstsein, wenigstens von einer Person am Nebentische verstanden zu werden, und wie sehr sie sonst in Kritik und Urtheil anmaßend und rasch verfuhren, so beengt, vorsichtig und selbst verlegen

machte sie der Umstand, dass sich in ihrer Nähe ein jedenfalls gebildetes Mädchen befand, das ihrer Sprache mächtig, möglicherweise ihre Landsmännin war und sich aus ihren Äußerungen über sie eine Meinung und ein Bild formen konnte. Dieses Gefühl beschleicht alle jungen Leute, namentlich Männer, die sich noch keinen sicheren Gang durch die ihnen mehr oder weniger fremde Welt angeeignet haben.

Sie sahen öfters hinüber zu den Nachbarn, und der „Frauenkenner" unternahm vergebliche Versuche, ein regelrechtes Kokettieren in Scene zu setzen. Nur Janez war, vielleicht infolge jener ersten Bemerkung seines Genossen, so glücklich, einen Blick der Blondine zu erhaschen. Und obgleich er ihn selber sehr wohl bemerkte, erhielt er doch von seinen Kameraden rechts und links unter dem Tische einen Stoß, der ihn auf diese Außerordentlichkeit aufmerksam machen sollte.

Dreien erschien schließlich die Situation zu langweilig, und sie drängten zum Aufbruche, nur Janez und sein Nachbar zur Rechten weigerten sich fortzugehen.

„Aha! Er heftet sich heute an ihre Fußstapfen!" sagte der „Frauenkenner" cynisch.

„Was kümmert's Dich?" fragte Janez scharf.

„Nichts! Gehen wir!" erwiderte jener, und mit ihm standen noch zwei vom Tische auf. Janez und sein Nachbar hingegen blieben sitzen.

„Höre, Mato! Ich muss noch heute Näheres über dieses Mädchen erfahren."

„Setzen wir uns an ihren Tisch! Der Alte sieht nicht gar abstoßend aus, und — entschuldigen wir uns! Vielleicht ist auch er unser Landsmann?" lachte Mato.

„Nein, nein, gewiss nicht! Er ist ein Deutscher oder dergleichen. Aber folgen wir ihnen; wenn ich nur ihren Wohnort erführe, dann ..."

„Nun — dann würdest Du sofort schreiben?" spottete Mato.

„Warum spottest Du? Du weißt nicht, wie sonderbar mir's beim Anblicke des Mädchens ums Herz ist!"

Er sprach dies so träumerisch, dass jener verblüfft verstummte.

Sie schwiegen einige Zeit, und Mato warf wieder ein paar Blicke zu den Nachbarn hinüber.

„Höre mich," begann er plötzlich, „lache mich jedoch nicht aus! Wäre das Mädchen nicht so schön, ich wollte wetten, sie sähe Dir ähnlich!"

Janez lächelte, ohne indessen zu antworten, denn die Nachbarn erhoben sich, und die beiden Freunde machten sich gewissenhaft auf den Weg, ihnen nach.

Dies ist einmal so der Brauch in Großstädten, und der ältliche Herr war wohl sammt seinen Begleiterinnen an solche Vorfälle bereits gewöhnt. Sie bemerkten allerdings sogleich, dass ihnen die beiden Studenten nachfolgten, aber etliche leise unwillige Äußerungen des alten Herrn und einiges Kichern der beiden Mädchen untereinander abgerechnet, stiftete diese Verfolgung kein weiteres Unheil an.

Die Freunde hielten sich stets so nahe, dass sie die Gesellschaft nicht aus den Augen verloren, doch auch so weit, dass sie den Vorangehenden nicht lästig fielen.

Schon senkte sich die Dämmerung auf die Erde, und die Menge der Praterbesucher wogte zurück in die Stadt.

„Mato," rief Janez plötzlich, „mir ist's, als wäre mir die heutige Begegnung verhängnisvoll! Dies Mädchen — dies Mädchen . . ."

„Du bist ein Träumer! Wer weiß, was hinter ihr steckt!"

„Sprich nicht so! Eine geheimnisvolle Gewalt zwingt mich zu ihr, etwas Unergründliches! Vielleicht ist's Liebe — ich weiß es nicht! Du kennst mich, ich war noch niemals verliebt wie Ihr anderen, Du weißt auch, ich jage nicht nach Frauenidealen! Dazu bin ich zu linkisch, zu befangen, aber hier hat ein solches Ideal meinen Weg gekreuzt!"

Die überzeugende Macht dieser einfach vorgebrachten Worte benahm dem Genossen jede Widerrede, jeglichen Spott.

„Sie ist schön!" meinte er, um etwas zu sagen, und wiederholte damit nur die Ansicht, die er bereits früher ausgedrückt.

Die beiden Studenten waren Hörer der philosophischen Facultät, Studiengenossen aus den Gymnasialjahren und beinahe die nächsten Landsleute, denn ihre heimatlichen Pfarren waren benachbart. Der großgewachsene, etwas hagere Janez mit dem blassen Gesichte und den schwarzen Augen war Janez Kačon, der einzige Sohn, der auf Kačons Hofe geboren wurde, seit denselben unsere alten Bekannten, Janez und Jerica, bewirtschafteten.

Aus welchem Grunde wohl hatten sie ihn in die Schule geschickt?

Bei Kačon gieng es bergab; niemand ahnte die Ursache, aber dass dem so war, wusste jedermann. Es lief das Gerede um, der junge Besitzer habe ein Darlehen aufgenommen, und dem ersten sei ein zweites gefolgt, der alte Tomaž und Mutter Barba hätten mit der Zeit ihren Unterhalt nebst Zubehör intabularisch sichergestellt, Mutter Jerica habe dasselbe gethan, und Nežika sei ihrer Mitgift halber klagbar aufgetreten. Janez selbst saß mehr in Strukeljs Schenke in Kompolje, als es zuträglich war, und verwünschte und schmähte die hinter der Save hinrollende Eisenbahn, welche den an der Hauptstraße wohnenden Bauern allen bisherigen Verdienst wegschnappte. Brachte er sein Heu nicht rechtzeitig ein, überwucherte Unkraut seine Erdäpfel und seine Hirsesaat, klopfte der Gerichtsdiener ausstehender Interessen oder Steuern halber an seine Thüre — an jeglichem trug einzig und allein die Eisenbahn schuld. Das Brummen und die Vorwürfe der Eltern erbitterten ihn aufs äußerste, und ebenso versetzten ihn die Güte und Geduld seines Weibes in flammende Wuth.

Außerdem gewann nach und nach eine derartige Frömmigkeit über ihn die Oberhand, dass er den Gottesdienst nie versäumte und jedesmal in der Quatemberwoche einmal zur Beichte gieng. Dennoch trank und fluchte er wie der gottloseste Unterhändler auf dem Markte, und war er übler Laune, so schlug er wohl gar sein Weib.

Janez war sein einziges Kind, und als der Knabe aufwuchs, beschloss der Vater mit einemmale, ihn zur Schule zu schicken, damit er Priester werde. So viel Mittel besaß er, um ihn ausstudieren zu lassen, dann würde nöthigenfalls er, der Sohn, für seine Eltern zu sorgen haben.

Der junge Kačon studierte mit Fleiß, als er sich aber für den Priesterstand entscheiden sollte, um ein richtiger „Herr" zu werden, wie es sich sein Vater vorgestellt hatte, da verweigerte der junge Janez wider Erwarten seinen Gehorsam.

„Ich gehe nach Wien!" sagte er, und den gleichen Entschluss fasste sein Freund und Mitschüler Mato. Seltsamerweise widersetzte sich Kačon dieser Absicht seines Sohnes nicht lange, dafür hatte Mutter Jerica desto mehr strenge Worte und Thränen. Die zwei Alten, Tomaž und Barba, ruhten bereits im Grabe, daher hatten sie kein Wort mehr mitzureden.

Der junge Student wanderte also nach Wien und erhielt vom Hause, was man ihm eben zuwenden konnte, der Vater aber trank weiter, legte die Hände in den Schoß und pries redselig seinen Sohn, der einstens noch etwas Besseres werden würde als der Dorfpfarrer.

Jetzt war der alte Kačon auch nicht mehr fromm im obigen Sinne des Wortes, sondern gieng in die Messe und zur Beichte nur dann, wenn er nicht auszuweichen vermochte. Um den Hof dagegen stand es täglich schlechter. Der Sohn lebte seit vier Jahren in Wien und verdiente durch Stundengeben so viel, dass er die elterliche Hilfe füglich entbehren konnte, aber der Vater erhoffte baldigste Unterstützung von ihm. Es gab nun bei Kačon weder Pferde noch Ochsen; zwei Kühe und einige Schafe bildeten dessen ganzen Viehstand. Die Wiesen und Äcker waren verkauft, der Wald ausgehauen, und das Dach wies kahle Rippen auf.

Der junge Student weilte nicht gerne längere Zeit daheim; er kam alljährlich auf einige Tage nach Hause, die Wahrnehmungen jedoch, die er hier machte, waren nicht danach, ihn anzulocken und festzuhalten. Und auch die Erinnerungen an die Vergangenheit waren trauriger Natur; er war begabt und unverdorben, und in seiner Brust wurzelte jener reine Idealismus, der manchmal wie eine seltene Blume aus dürrem Boden aufsprießt, so dass man nicht weiß, woher der Same gekommen, und welche Kräfte ihn zu Wachsthum und Blüte gebracht. Was aber Janez manchmal zuhause mitansehen musste, widerte ihn an, und er gieng wieder seines Weges.

Er erinnerte sich nur zu gut des ehemaligen Wohlstandes; allein über den Grund der gänzlichen Veränderung, des allgemeinen Verfalles wollte er nicht nachgrübeln und war nicht willens, jemand zu verurtheilen. Seine edle Gesinnung ließ in ihm derlei Gedanken nicht aufkeimen.

Und doch war es gerade ihm bestimmt, Märtyrer für des Vaters Schuld zu werden.

Die beiden Freunde erzielten auf ihrer Verfolgung kein wesentliches Resultat.

Der alte Herr, der die beiden jungen Damen führte, rief am Ausgange des Praters nach einem Fiaker, und alle drei fuhren davon. Janez glaubte im Gesichte der „Gouvernante", die auf dem Vordersitze saß und daher alles, was hinter dem schnellfahrenden Wagen zurückblieb, beobachten konnte, eine spöttische Miene zu bemerken; Mato aber war klüger als sein Genosse.

„Ich habe die Nummer!" frohlockte er.

„Was für eine Nummer?"

„Je nun, die des Fiakers! Fahren sie nach Hause, so ermittle ich morgen den Namen und den Wohnort dieser Herrschaften."

Janez musste lächeln.

„Schade, dass Du kein Jurist geworden!" sagte er heiter gelaunt.

„Und dann — Polizist!" fügte Mato hinzu.

Seine Begabung zu diesem Stande bethätigte Janez' Freund zur Genüge am folgenden Tage.

Beim Mittagessen in einem kleinen Gasthause auf der Landstraße legte Mato ausführliche Rechenschaft ab über die Ergebnisse der eingezogenen Erkundigungen. Der Fiaker hatte die Herrschaften nach Hause gefahren und zwar auch auf die Landstraße, in eine Gasse, die sich nicht gar weit von der Wohnung unserer beiden Bekannten befand. Der alte Herr war Hausbesitzer, das jüngere Mädchen seine Tochter und die ältere thatsächlich deren Gouvernante; ferner waren noch zwei Söhne, Gymnasialschüler, da, die von einem bekannten Juristen böhmischer Nationalität unterrichtet wurden.

„Das trifft sich ausgezeichnet!" sagte Mato. „Dieser böhmische Freund muss helfen, falls er nicht . . ."

„Nun — falls er nicht?" fragte Janez.

„Falls er nicht selbst in Dein Ideal verliebt ist, was sehr leicht möglich wäre!" sprach der Genosse lachend.

„Wo finden wir ihn?" versetzte Kačon ungeduldig, ohne den scherzhaften Bemerkungen seines Freundes Beachtung zu schenken.

„Abends beim ‚Löwen'!"

Da der Besuch unserer Bekannten im genannten Locale keine ungewöhnliche Erscheinung bildete, erregten sie auch an diesem Abende keineswegs die Verwunderung ihres Freundes, des erwähnten böhmischen Juristen. Mato bewies neuerdings seine diplomatischen und polizeilichen Talente, und so waren sie binnen kurzem über alle häuslichen und Familienverhältnisse Meiers, so hieß der ältliche Herr aus dem Prater, genauestens berichtet.

„Und — die Gouvernante? Die Gouvernante?" rief Janez, dessen Gedanken sich einzig und allein mit der Blondine beschäftigten.

„Ach, beinahe hätte ich vergessen, sie ist Ihre Landsmännin, eine Slovenin! Ein herrliches Mädchen! Aber haben Sie sie gesehen, oder wieso erregt nur diese Ihr Interesse?"

Janez hätte sich beinahe verrathen, doch der vorsichtige Mato rettete ihn.

„Nun, Sie erwähnten früher, sie sei Gouvernante im Hause, wo Sie unterrichten, und Kačon — eine seltsame Schwäche — interessiert sich für jede Gouvernante."

„Ach so!" lachte der Böhme. „Aber halt, wenden Sie auch dieser Ihre Theilnahme zu, so kann ich Sie vorstellen! Nichts leichter als das. Sie ist ein herrliches und vernünftiges Mädchen und wird Ihnen sicherlich gefallen."

Mato wollte noch einige Bedenken äußern, Janez war jedoch bereits Feuer und Flamme, so dass ihn der Böhme verwundert anblickte.

„Geduld, Geduld, lieber College! Am nächsten Sonntag wird sich alles machen lassen. Die ganze Meier'sche Familie, die Gouvernante und meine Wenigkeit mit einbegriffen, wird sich zum Nachmittagsconcerte im Volksgarten einfinden. Kommen Sie dahin! Wir begrüßen uns, wechseln einige Worte, und dann stelle ich Sie vor. Herr Meier ist ein gemüthlicher Wiener vom alten Schlage, ein einfacher, jovialer Mann und reich, sehr reich! Er ist verwitwet und lebt nur für seine Kinder. Und die Studenten sind seine Lieblinge, und also — kommen Sie! Freilich, was Fräulein Helene anbelangt —"

„Sie heißt Helene?"

„Jawohl, Helene. Was diese anbelangt, so will ich mich über sie vorläufig nicht auslassen. Versuchen Sie's selbst mit ihr — meinen besten Glückwunsch, wenn Sie ihre Sympathien erwerben wollen!"

„Ist sie stolz?" fragte Mato.

„Stolz? Nein! Oder — nun ja — wie Sie wollen. Ich weiß es nicht, habe sie auch nicht lange kennen zu lernen versucht. Das eine aber sage ich: sie ist keine gewöhnliche Gouvernante, wie Sie solche allüberall in vermögenden Häusern antreffen, und die Herrn Kačon interessieren dürften."

„Mich interessiert überhaupt keine!" rief Janez unwillig, obwohl voller Freude und Glück über die Worte, welche seinem Ideale galten.

„Ei, dies war wohl nur so leichthin gesagt!" fügte Mato hinzu.

Nach dem Aufbruche musste Mato seinen Freund noch an der Wohnung Helenens vorüberbegleiten. Schweigend wandelten sie durch die Gassen und gelangten schweigend in ihre Behausung, wo sie ein gemeinsames Stübchen beherbergte.

„Gehst Du sonntags hin?" fragte Mato, sein Licht auslöschend.

„Natürlich!" antwortete Kačon bestimmt. „Du begleitest mich doch?"

„Warum denn nicht? Gute Nacht!" —

Dann erwähnten sie während der ganzen Woche mit keinem Worte des kommenden Sonntags. Mato hieng zu sehr an seinem Freunde, um über ihn spotten zu wollen; überdies wusste er genau, wie hoch ihn derselbe überrage, ohne ihn indessen seine Übermacht empfinden zu lassen. Dies hatte außer der alten innigen Freundschaft noch das Gefühl einer unbedingten Verehrung, ja sozusagen einer Vergötterung zur Folge.

Erschienen sie nach außenhin beide gleich, beide gleichberechtigt, so war im stillen, in ihrem geheimen Seelenleben Janez der Herr und Mato dessen bedingungslos ergebener Unterthan.

Am Sonntagsnachmittage gieng die Absicht der drei jungen Freunde nach dem vorgefassten Plane in Erfüllung. Janez und Mato fanden die Familie Meier und deren Hauslehrer im angesagten Concerte. Die Begrüßung, das Vorstellen und die an unsere Bekannten gerichtete Einladung Herrn Meiers, an seinem Tische platzzunehmen — alles vollzog sich in der von dem pfiffigen Juristen bereits vor einer Woche angekündigten Weise.

Weder der alte Herr noch dessen Tochter erkannten in den angekommenen Studenten ihre Nachbarn aus dem Prater; nur um die Lippen der Gouvernante Helene zuckte für einige Augenblicke ein ironisches, nichtsdestoweniger fröhliches und gutmüthiges Lächeln: sie erinnerte sich sofort des Umstandes, dass dieser großgewachsene junge Mann am verflossenen Sonntag ihr stiller Bewunderer und Verfolger gewesen. Als er sich zu ihr mit der offenen Anrede wandte: „Sie sind eine Slovenin, mein Fräulein; als solche erkannten wir Sie vor einer Woche!“ — da kicherte sie laut und fügte schelmisch, seine Stimme nachahmend, hinzu:

„Und wir erkannten Sie auch als eine Gouvernante!“

Sie sprachen slovenisch, und der alte Herr sammt der übrigen jungen Gesellschaft verstand nicht das diesen Worten folgende Lachen der Erzieherin und der drei Studenten. Helene übernahm die Rolle der Dolmetscherin, und die Unterhaltung wandte sich nun, nachdem sie sich über die jüngste zufällige Nachbarschaft geäußert, dem fernen slovenischen Heimatlande zu.

„Wo sind Sie zuhause?“ und „Wo sind Sie zuhause?“ schwirrten die Fragen durcheinander, und Herr Meier warf mit echtem Wiener Humor alle Krainer und Slovenen in den Korb, den der Gottscheer im Prater und in den Gastlocalen herumschleppt.

Mato war am gesprächigsten, Janez lauschte zumeist Helenens Worten, diese aber wusste nicht gar viel von ihrer Heimatsangehörigkeit zu berichten. Sie hatte keine Eltern, wurde von einer alten Tante vorerst in Laibach und darauf, um die italienische Sprache zu erlernen, in Triest aufgezogen, und nachdem die Tante vor einigen Jahren gestorben war, hatte sie sich um eine Stelle als Erzieherin beworben.

In derselben knappen Kürze erzählte Janez seine Lebensgeschichte. Mit ein paar Worten theilten sie sich das Nothwendigste mit, wie es ja wohl unter Landsleuten geschieht, die sich zum erstenmale in der Fremde treffen. Und obwohl alles, was sie sprachen, einfach und gesellschaftlich trocken klang, so fand sich dennoch ein geheimes Band, welches schon in den ersten Augenblicken des Beisammenseins die beiden aneinander fesselte.

Janez war es, der zuerst ein Streiflicht darauf fallen ließ.

„Ja, ja, Fräulein Helene,“ sagte er, als sie nochmals auf die verstorbene Tante zurückkam, „ich kenne auch gar gut die Bedeutung des

‚Hilf Dir selbst'! Ich habe Eltern, doch die können mich nicht unterstützen. Ich bin Lehrer wie Sie, obwohl ich mich auf diesen Stand erst vorzubereiten habe."

„Die Gegenwart anlangend, haben Sie recht," erwiderte sie, „aber dann! Ihre Zukunft und die unsrige, die Zukunft einer Erzieherin — welch ein Unterschied!"

Sie sprach es mit fast trauriger Stimme.

Wäre Kačon keine so ernste Natur gewesen, so hätte er diese Gelegenheit zu einem alltäglichen oder sogar zu einem geistreich galanten Einwand benützen können, solches war jedoch nun einmal nicht seine Sache.

„Es ist richtig!" bestätigte er mit naiver Offenheit. „Wir Männer sind theilweise glücklicher daran; unsere Wege führen weiter, und nöthigenfalls schreiten wir in Hemdärmeln und barfuß vorwärts, vielleicht zuweilen über — Koth hinweg! Sie dürfen dies nicht wagen."

Helene warf einen etwas überraschten Blick auf ihn, aber sie wusste keine Entgegnung oder wollte auch nicht widersprechen.

Herr Meier hatte einige Bouteillen bestellt, und bald stießen sie an, als wären sie seit jeher Bekannte gewesen. Mato unterhielt Fräulein Irma, die Haustochter, und der Jurist hatte sammt dem Vater vollauf zu thun, um die beiden jungen Gymnasiasten zu zügeln.

So vergieng der Nachmittag, und in der Dämmerung begleiteten die jungen Freunde ihre neuen Bekannten nach Hause; Mato gieng mit Irma und Janez mit Helene; die Gymnasiasten trotteten hinten zwischen Vater und Hauslehrer. Kačons Herz war übervoll; es däuchte ihn, als hätte der Nachmittag bloß einen Moment gedauert, und nun hegte er allein den einen Gedanken, allein den einen Wunsch, das Zusammensein mit Helene zu verlängern. Die erste Liebe mit ihrer ganzen elementaren Gewalt war in seinem Herzen aufgelodert; es hatte darin schon seit dem ersten Blicke geglimmt, und jetzt, in diesen kurzen Stunden, als der Verkehr mit ihr das Bild, welches er sich von seinem Ideale entworfen, nur vervollkommnete, brannte das Feuer lichterloh, und er hatte nicht den geringsten Willen, es zu löschen.

Janez zählte zweiundzwanzig Jahre, sie war vielleicht um zwei Jahre älter. Gerade derartige Altersunterschiede wirken möglicherweise noch tiefer auf Charaktere, wie es jener Kačons war. Zu leichtsinnigen Liebeleien war er nicht geschaffen, daher ließ er sich auch nie darauf ein. Die heutige Zusammenkunft aber hatte ihm Helene als einen gereiften, im Kampfe des Lebens bereits einigermaßen gefestigten Charakter in wunderschöner äußerer Hülle gezeigt, wie er sich solchen bisher nur in seinen Träumereien ausgemalt.

Sie befanden sich schon nahe der Behausung Meiers.

„Fräulein Helene, sehe ich Sie wieder?" fragte Janez.

Sie versuchte zu lächeln; doch aus seiner Stimme klang etwas, was kein Lächeln vertrug.

„Ich bin immer zuhause!" sagte sie kühl; dann fügte sie hinzu: „Bloß diese Sonntagsausflüge! Die bilden unsere ganze Unterhaltung, unsere einzigen Spaziergänge."

„Sie verabschieden mich also, nachdem ich kaum ein einzigesmal mit Ihnen gesprochen?“

Er bemerkte nicht die flammende Röthe, welche ihr Gesicht übergoss. Sie wäre ja kein Weib gewesen, hätte sie seine Worte nicht verstanden! Einige Augenblicke lang kämpfte sie mit sich selbst bei dem Gedanken: Dieser Student, dieser junge Student! Indes der zweistündige Verkehr mit ihm hatte auch in ihrem Innern etliche Spuren hinterlassen.

„Also sehen wir uns vielleicht nicht mehr!“ wiederholte er traurig, aber in einem Tone, als klammere er sich an den letzten Strohhalm.

„Wenn Sie wollen — sonntags gehe ich in die Messe zu St. Rochus; die Familie Meier ist protestantisch; ich gehe allein dorthin.“

„Ich danke Ihnen!“ flüsterte er halblaut.

Jetzt standen auch schon die übrigen vor dem Hause und verabschiedeten sich.

„Prosit, Prosit!“ rief Herr Meier noch aus dem Vorhause und wiederholte auf der Stiege: „Ich liebe solche Studenten! Buben, schaut zu, dass Ihr's zu etwas bringt!“

Helene hingegen warf, in ihrem Zimmer angekommen, ihre Handschuhe auf den Tisch und murmelte fast unwillig:

„Nein, nein, sonntags gehe ich nicht zu St. Rochus!“

Und sie gieng dennoch.

Öfters im Laufe der Woche, besonders abends, wenn sie allein in ihrem Zimmer las oder nähte, überkam sie die Erinnerung an diese halb verabredete Zusammenkunft, und immer entfuhr ihr nach kurzem Besinnen der beinahe zürnende Ausruf: „Nein, nein, dies ist zu thöricht!“

Helene besaß eine ziemlich kühle, berechnende Natur, welche sich unter den bisherigen Lebens- und Dienstverhältnissen noch mehr entwickelt hatte. Von Liebe hatte zu ihr schon mancher gesprochen, aber sie war zu vernünftig, um nicht die Eigenart der Liebhaber, die sich ihr antrugen, zu erkennen. Wie jedermann, der sein von alltäglichen Zufälligkeiten abhängiges Brot verdient, so hegte auch sie den Gedanken und den Wunsch, dereinst ihr Joch abzuschütteln. Sie träumte zuweilen von besseren, absonderlichen Existenzbedingnissen, doch standen ihr Erzieherinnen, die sich in vornehmen Familien solchen Träumen hingegeben, um endlich in bitterer, neblicht eisiger Wirklichkeit aufzuwachen, in zu lebhafter Erinnerung.

Ein Professor! Die Gattin eines Professors! Das war die gegenwärtige Rangsstufe ihrer geheimen Wünsche, und da begegnete ihr jener „junge Student“!

„Zu thöricht, zu thöricht!“ schalt sie sich jedesmal vor dem Schlafengehen, aber der junge Student wollte ihr dennoch nicht aus dem Sinne.

„Wann würde etwas daraus?“ fragte sie sich sogar einmal, um sofort laut aufzulachen . . .

Am Sonntagsmorgen blieb sie einige Augenblicke auf der Hausschwelle stehen, indem sie sich die Handschuhe zuknöpfelte.

„Zu St. Rochus?" Das war ihr erster Gedanke. „Nein, heute nicht! Sonst bildet sich dieser Student richtig ein, ich käme seinetwegen."

Doch jetzt waren die Handschuhe zugeknöpft.

„Auf die Wieden? Oder in die Stadt zu den Augustinern? Wer singt dort heute? Ach, es ist zu weit!"

Und so lenkte sie rasch ihre Schritte längs der Landstraße mit einem Lächeln auf den Lippen und dem letzten, nicht gar ernst gemeinten Troste: „Er kommt ja nicht!"

Aber Janez hatte den ganzen Vormittag getreulich den Zugang zu St. Rochus, woher Helene erscheinen muſste, behütet, und nun gewahrten sie sich schon von ferne.

Sie begrüßten sich — er herzlich und freundlich, sie nahezu kühl; doch wurde sie über und über roth.

„Ich warte bereits recht lange auf Sie!" rief Janez offen und freudig.

„Sie warten auf mich?" erwiderte sie, indem sie das Bedürfnis fühlte, ein klein wenig mit ihm zu spielen.

„Ach, Sie sagten, Sie kämen heute vormittags!" versetzte er außerordentlich überrascht.

„Ach so! Jawohl! Nun, Sie haben ein gutes Gedächtnis!"

„Und Sie? Vergaßen Sie darauf?"

Janez' Ton bei dieser Frage drang ihr zu Herzen, und sie konnte nicht umhin, ihn anzublicken, indem sie sprach:

„Nein! Ich habe es nicht vergessen! Aber ich dachte," fügte sie nach einer Weile hinzu, als er keine Entgegnung fand, „es wäre nur so leichthin gewesen —"

„Ach — ich hielt Ihre Worte für vollständig ernst gemeint!"

„Was wollen Sie, Herr Kačon! Sie sehen doch, ich bin da!"

„Und ich danke Ihnen dafür, Fräulein Helene!"

Dann giengen sie eine Zeitlang schweigend nebeneinander. Für sie hatte der Gedanke, von einer Bekannten in dieser Begleitung gesehen zu werden, etwas Unangenehmes, er seinerseits wuſste das Gespräch nicht so einzuleiten, daſs er seinen Gefühlen nicht zusehr Ausdruck gegeben hätte. Das Zusammentreffen im Volksgarten und die Beschäftigung in der verflossenen Woche bildeten plötzlich den Gegenstand einer lebhaften Unterhaltung.

So gelangten sie zur Kirche.

„Hören Sie nicht die Messe?" fragte Helene lächelnd, indem sie den Fuß auf die erste Stufe zu der Kirchenthüre hob.

„Darf ich auf Sie warten?"

„Jawohl! Aber in der Kirche!" rief sie fröhlich und bedeutsam.

Inzwischen verschwand sie hinter der kleinen Thüre, die sich knarrend hinter ihr schloſs.

Kačon zögerte eine kleine Weile vor den Stufen, hierauf wandelte er einigemale auf der Straße auf und ab und trat endlich in die Kirche.

Draußen auf der Straße, drinnen im Gotteshause, überall erschien ihm die Umgebung so glanzerfüllt, und sein Herz überströmte von unbekannten Gefühlen!

Nun blieb er am Pfeiler beim Eingange stehen. Die mächtigen Orgeltöne brausten an sein Ohr, und da erwachten in seiner Seele Erinnerungen an die Heimat, an die Kirche in der heimatlichen Pfarre, wo er selbst als junger Knabe ministriert, an Vater, Mutter, an den verlassenen Hof auf dem sandigen Kompoljeberg — und dann eilten seine Gedanken wieder zu ihr, die dort vorne unter der Menge kniete; er wusste selbst nicht, wie ihm war. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke: Beten! Er hatte lange nicht gebetet; jene breite Strömung des Indifferentismus, welche nahezu die ganze Jugend zur Zeit der Reife erfasst, hatte auch ihn mit sich fortgerissen. Er war ja bisher noch niemals so nahe am Abgrunde des Glückes oder an der Untiefe des Elends gestanden! Jetzt aber suchte, verlangte er nach Hilfe, fühlte er Sehnsucht nach ihr!

„Mein Gott, lass, gestatte mir dies Glück!" seufzte er, und vielleicht war dieser stumme Ausbruch seiner Gefühle, obwohl so egoistisch, der reinste, frommste unter allen, die in jener Stunde zur Wölbung der Kirche emporstiegen. . .

Nach der Messe begleitete er das Mädchen in die innere Stadt; sie wollte eine Freundin, die bei einer angesehenen jüdischen Familie am Ringe bedienstet war, aufsuchen. (Schluss folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Eduard Kotek.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.